

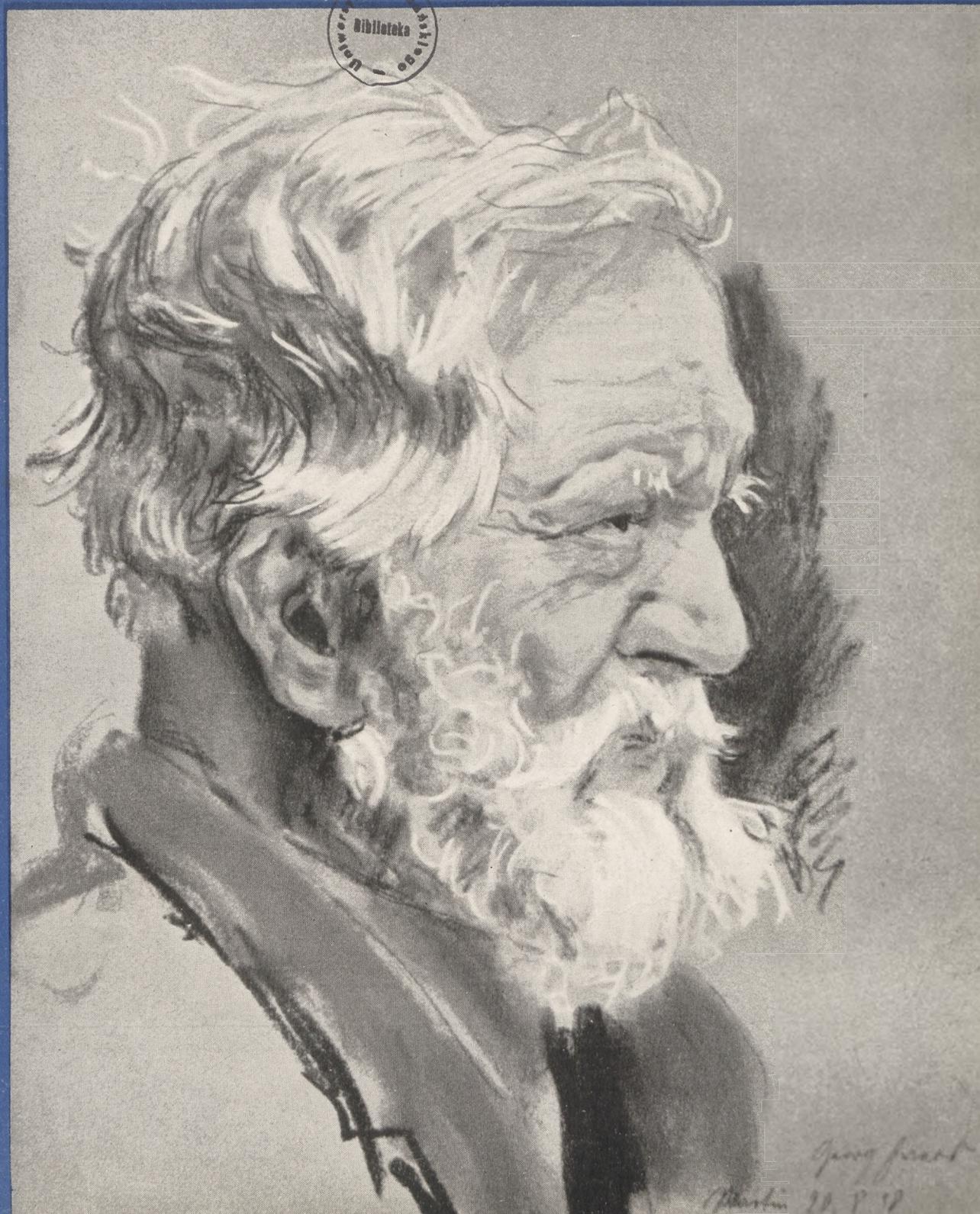
Das Bollwerk

PREIS 40 PF.

STETTIN
FEBRUAR 1939

HEFT 2 / 10. JAHRGANG

Pommerscher Bauer
Pastellzeichnung von Georg Evers,
Stettin, gezeichnet im ersten
Pommerschen Künstlerlager in
Wartin, August 1938



Inhaltsverzeichnis

Paul Eckhardt: Die Geburt des Politischen	33
Otto Scheel: Die Begründung des Abendlandes	36
Werner Dittschlag: Der deutsche Forscher Copernicus	40
Kampf der Geister	45
Paul Born: . . . und wer betreut die kleinen?	46
Herbert Winkler: Die Grenzmark — Pommerns Ostfront	48
Werner Jörg Lüddecke: Kamerad Ake	50
Herbert Menzel: Gesicht meiner Heimat	52
Fritz Dittmer: Wi hebbt enmal „Theater“ speelt	55
Heinrich Anacker: Unser Glaube	56
Wolfgang Kraus: Der Fahneneid	57
Kleine Beiträge:	
Weltanschauung oder Dogma?	59
Erziehung und geistige Führung	60
Von der Weltverneinung zur Weltzerstörung	61
Kulturleben in Pommern	62
Blick in den Osten	63
Paul Eckhardt: Unter uns	64
Mitteilungen des Reichspommernbundes	65
Buchbesprechungen	68

Das Bollwerk

MONATSZEITSCHRIFT FÜR NATIONALSOZIALISTISCHES GEISTESLEBEN IN POMMERN

10. Jahrgang

Stettin, Februar 1939

Heft 2



PAUL ECKHARDT:

Die Geburt des Politischen

Das Jahr 1939 ist das Jahr der 25jährigen Wiederkehr des Weltkriegsbeginns. Man hat viel geredet und geschrieben über die Ursachen dieses Krieges und seine Schuldigen. Die Kriegsschuldfrage ist schon lange nicht mehr aktuell und die Untersuchungen über die Kriegursachen sind über Aktensammlungen meist nicht hinausgekommen. Das ist auch alles im entscheidenden Sinne nicht wesentlich. Je mehr unser Abstand von den Jahren 1914-1918 aber wächst, desto deutlicher wird uns der wirkliche Wesensgehalt des großen Krieges, sein geschichtlicher, sein weltgeschichtlicher Charakter. Er offenbart sich dann in zwei großen, charakteristischen Erscheinungen:

Einmal erscheint der Krieg als das erstmalig die ganze Welt in seinen Bann ziehende gemeinsame Ereignis. Zum anderen ist es Deutschland, um das dieses Weltgeschehen gravitiert, an dem sich Gefühlswelt und Machtstreben der anderen Völker orientieren. Wie sie es tun, ist für unsere vorliegende Betrachtung unwesentlich, das Entscheidende ist, daß sie es tun.

Es ist mit 1914 im Weltgeschehen ein Entwicklungsstadium erreicht, in dem sich die Völker mit ihren Staaten und Kulturen auf einem allen gemeinsamen Schauplatz treffen. Und dieses Treffen, das in einem wirklich umspannenden Zeitpunkt den ganzen Erdbaum erschüttert, hat als offenbare Ursache die Deutschen: Daß wir Deutschen überhaupt auf der Welt sind, daß wir es wagten, Anspruch auf Leben zu erheben, das ist die wahre Ursache des Welt-

krieges. Damit müssen wir uns endgültig vertraut machen.

Indem alle geschichtlichen Entwicklungslinien der Welt zu jener umfassenden Phase zusammenschießen, die den Existenzkampf eines Volkes bedeutet, indem die Regierungen nahezu der ganzen Welt ihre Staaten zu einem Bunde vereinigten, um uns zu vernichten, wurde Deutschland zu einer Welt für sich.

In der Organisation und konzentrierten Führung des Vernichtungskampfes gegen die deutsche Mitte einerseits - und dem dagegen zusammengefaßten Widerstand Deutschland andererseits, kündigt sich für den geschichtserfahrenen Beobachter bereits der Zusammenstoß zweier weltanschaulichen Prinzipien an, zwischen denen bis zur Entscheidung gerungen werden muß. Hier liegt das Quellgebiet der deutschen Revolution. Auf der Seite der Welt wurde die Materie, die Zahl gegen uns mobil gemacht. Materialschlachten mit erdrückenden Massenaufgeböten und jene gegen Leib und Leben nicht nur des Soldaten, sondern auch jedes deutschen Menschen, also auch Frauen und Kinder, gerichtete Hungerblockade sollten ein ganzes Volk ausrotten. Um dieses deutsche Volk ging es einzig und allein. Seine Behauptung und Durchsetzung gegenüber der Welt wurde darum zum ausschließlichen Sinn und Inhalt der deutschen Revolution. Wir konnten bekanntlich den Mangel an Material, an Menschen, an Lebensmitteln nur ausgleichen durch gigantische Anfor-

derungen an die Kampfsittlichkeit, körperliche Bedürfnislosigkeit und seelische Widerstandskraft jedes einzelnen Deutschen und durch eine unerhörte Intensivierung des gesamten Lebens der Nation.

Trotz heroischster, in der Geschichte beispiellos dastehender Anstrengungen war aber der Zusammenbruch unvermeidlich.

Warum? Wir besaßen keine Führung, welche die Stunde begriff, die die Weltuhr unserem Volke zeigte. Die weltgeschichtliche Aufgabe, die unserem Volke gestellt war, ging über die moralische und geistige Kraft unserer Führung. Sie vermochte es nicht, dem schwer um seine Existenz ringenden Volk den belebenden Feueratem einer revolutionären Idee einzuhauchen, die dem erbitterten Ringen einen Sinn hätte geben können: das hat uns schließlich zusammenbrechen lassen. Es ist gar nicht auszudenken, was geschehen wäre, wenn die Heimat nur über einen Bruchteil jenes Geistes verfügt hätte, der die Fronttruppe noch während der Frühjahrsoffensive 1918 besetzte. Wir wären schon damals in revolutionärem Durchbruch das Weltvolk geworden, das heute zu werden wir uns anschicken. Adolf Hitler an Stelle Bethmann-Hollwegs - gar nicht auszumalen!

Die von den Weltmächten gegen Deutschland in Marsch gesetzten Kräfte waren nämlich vor allem auch ideologischer Natur. Das Feuer dieser Ideologien hätte nur durch das Gegenfeuer einer stärkeren Idee unschädlich gemacht

werden können. Dieser Versuch wurde aber von der Führung des „Volkes der Dichter und Denker“ gar nicht unternommen. Wir haben den Krieg verloren, weil wir ihn nur militärisch führten und nicht weltanschaulich, weil wir den letzten und tiefsten Sinn des Gegensatzes der Welt gegen uns nicht begriffen und keine Ahnung hatten von der Gefahr der unerhörten ideologischen Einkreisung.

Als Deutschland am 9. November 1918 zusammenbrach, da war das wirkliche Bild unserer Lage dem deutschen Volke schmerzlich verhüllt. Es ließ apathisch alles mit sich geschehen, zunächst einmal froh, wenigstens dem mörderischen Waffenkrieg entronnen zu sein. Dieser gefährliche Zustand der Erschlaffung und Lethargie wurde bekanntlich von den Weltmächten ausgenutzt, um mit Hilfe instinktloser und verbrecherischer Elemente, leider auch solcher deutschen Blutes, die demokratisch-marxistische Parlamentsherrschaft in Deutschland aufzurichten: Das offizielle Deutschland war wieder einmal eine ideologische Kolonie fremder Weltmächte geworden.

In den tieferen Schichten des Volkes aber spielte sich unterdessen ein Vorgang ab, der sich den Weltmächten und ihren Vasallen in Deutschland entzog, der ihnen aber in seiner Folgerichtigkeit gefährlich werden sollte: Die Geburt des Politischen in seiner wesenhaft deutschen Prägung.

Ein Rest kämpferischen Lebens behauptete sich seit dem Zusammenbruch in dem grausigen deutschen Inferno. Das Schicksal vertraute es einem Manne an: und der hat es gerettet. Diese Tatsache genügt allein, um fanatisch an den gottgewollten Charakter der Sendung Adolf Hitlers zu glauben.

Als Adolf Hitler im pommerschen Lazarett Pasewalk den Entschluß faßte, Politiker zu werden, da geschah das im brennenden Herzen eines Einsamen, dem das Schicksal des großen Krieges erschienen war als der revolutionäre Anruf an sein Volk, eine Welt der gottgewollten Ordnung zu schaffen im Kampf gegen die Weltmächte des Chaos und des Verfalls: Für Adolf Hitler, den Frontsoldaten, hatte die Begebenheit des großen Krieges mit 1918 noch keinen Abschluß gefunden.

Die Gegner, die sich lange in ihren Rollen kannten, hatten 1914-1918 versucht, das Spiel aus sich heraus darzu-

stellen. Aber die Probe ist noch nicht das Schauspiel. Wir sind als Volk zwar 1918 von der Bühne abgetreten, aber wir haben sie, dank Adolf Hitler, nicht verloren. Am 30. Januar 1933, jetzt vor sechs Jahren, zog er den Vorhang auf. Das eigentliche Spiel konnte mit neuer Rollenbesetzung und vor allem unter einer neuer Regie mit klarer dramatischer Idee beginnen. Vor dieser neuen weltgeschichtlichen Situation standen die Mächte von Versailles und Genf fassungslos. Sie konnten sich nicht von der Erinnerung trennen, daß Deutschland einmal das Schlachtfeld war, auf dem sich Habsburger und Frankreich schlugen, auf dem einmal um Ostindien und Kanada gewürfelt wurde. Daß das Deutschland der Erzberger, Rathenau, Stresemann, Seevering, wie sie glaubten, über Nacht sich wandelte, das ging über ihr Begriffsvermögen. Irgend eine unbekannte Größe mußte es offenbar in Deutschland, diesem seltsamen Land, geben, die ihnen immer wieder die Rechnung verdarb. Vom Krieg her, wo die Festung Deutschland sich gegen sie alle behauptet hatte, lag ihnen noch so ein unbehagliches Gefühl in den Knochen. Aus diesem deutschen Volk sollte einer klug werden.

Man hatte ja auch nie den ernstlichen Versuch gemacht, dies Deutschland wirklich kennenzulernen und zu verstehen. Die es aber taten, wie z. B. Carlyle oder Houston Stewart Chamberlain, blieben Ausnahmeerscheinungen und wurden von ihren Landsleuten in ihrem Bemühen nicht ernst genommen. So blieb ihnen zumeist Deutschland rätselhaft und im letzten Grunde unheimlich. Aus solcher Weltangst vor Deutschland waren die Weltmächte gegen es in den Krieg gegangen, wurde Versailles geboren, der Völkerbund gegründet und die ganze Paktpolitik bestimmt.

Wir wissen heute, welchen Anteil der deutsche Arbeitsfanatismus der Vorkriegszeit an der feindseligen Stimmung der Weltmächte gegen uns hatte. Unsere Arbeitsintensität legte den satt und auf Ruhe und Genuß eingestellten westlichen Demokratien ein Wirtschaftstempo vor, das sie zutiefst beunruhigte. Das wilhelminische Reich versuchte auf seine Art den Jahrhunderte umfassenden politischen Zeitverlust der deutschen Geschichte durch Entwicklung der Technik, der Industrie und des Welthandels aufzuholen. Die Besten der Nation wandten sich damals mit großer Begeisterung in die technischen und wirtschaftlichen Berufe, dort Höchstleistungen nicht nur fachlicher, sondern auch organisatorischer Natur hervorbringend. Die Politik aber blieb einer

kleinen zünftigen, sie auch beruflich-fachlich betreibenden, gesellschaftlichen Gruppe vorbehalten.

Was aber der Deutsche anpackt, das macht er bekanntlich ganz und gründlich. So wurde der deutsche Arbeitsfanatiker ein bei anderen Völkern gefürchteter Wirtschaftskonkurrent - wohlbemerkt: nicht aus politischem Willen, sondern weil er an der Arbeit und am immer mehr sich steigenden Arbeitserfolge eine leidenschaftliche Freude hatte. So baute er z. B. die Bagdadbahn - rein aus Freude an diesem Arbeitsprojekt und nicht um eine Aufmarschstraße zu haben für einen vorzubereitenden politischen Anschlag auf Indien.

Wieviel brauchbare politische Energien gingen der Nation durch Fehlleitung in die Wirtschaft verloren!

1918 schien dann die feindliche Welt soweit mit Deutschland, daß es die Arbeitsverweigerung, den Streik, pries und die Verweigerung des Waffendienstes, die Fahnenflucht, lobte. Als Arbeiter, als Soldat, war der Deutsche einmal gefährlich gewesen. Diese Gefahr war jetzt allem Anschein nach gebannt. Daß es vorläufig so bleiben würde, garantierten die Systemparteien, die Hilfstruppen der Weltmächte . . . bis Adolf Hitlers NSDAP. die politische Durchbruchschlacht gewann. Diese Partei war keine Partei alten Stils, sie war eine leidenschaftlich begeisterte Armee disziplinierter politischer Soldaten. Sie verfügte über Waffen, die man nicht kannte, geschweige denn selbst zu handhaben vermochte: da war eine Idee im Anmarsch, die nicht irgendwo im beziehungslosen Raum ein metaphysisches Dasein führte, um hin und wieder zur Erde herabzusteigen und Geschichte zu machen. Diese Idee war das wache geistige Bewußtsein von der diesseitigen Wirklichkeit Volk.

Noch niemals in der Geschichte war der deutsche Mensch so heftig und brutal mit einer feindlichen Wirklichkeit konfrontiert worden wie im Weltkrieg. Der abgrundtiefen Wirklichkeit des Hasses einer ganzen Welt hatte nur eine andere Wirklichkeit vier Jahre lang standhalten können: das Volk. Es in seinem Wert entdeckt und als politische Größe aktiviert zu haben, ist das historische Verdienst Adolf Hitlers. Als Millionen den Glauben an ihr Volk verloren, da glaubte er allein an dies Volk. Als Millionen sich in unfruchtbarem Hader verzehrten, da

legte er entschlossen das Fundament völkischer Einheit. Als die Feigheit zur Tugend erhoben wurde, hißte er das Banner soldatischen Mutes. Als die Klugheit ihm die Sinnlosigkeit seines Beginns vorrechnete, bewies er durch die politische Tat, daß das Schicksal Minderheiten, auch wider alle bessere Vernunft, den Sieg schenkt, wenn sie zum letzten Einsatz für eine Idee bereit sind. Allerdings nicht für irgendeine Ideologie, die von außen an das Volk herangetragen wird, sondern für das aus deutschem Blut gezeugte geistig-seelische Bewußtsein vom völkischen Leben, das es zu retten und kämpferisch zu behaupten gilt. Das war die revolutionäre Geburt des Politischen im deutschen Volk.

Es steht also unerschütterlich fest: die äußere und innere Daseinsnot verpflichtete unser Volk, wenn es nicht kümmerlich zugrunde gehen wollte, zur Politik. Seit Adolf Hitlers Entschluß, „Politiker zu werden“, ist die Politik geheiligt in Deutschland. Nun ist sie nicht mehr ein Aushandeln von Interessen, kein Verfahren bestimmter Gruppen, auf dem Rücken des Volkes ihre Herrschaft zu sichern -, jetzt ist Politik die sinnvolle Zusammenfassung aller völkischen Kräfte zur totalen Lebenssicherung der Nation. Dazu gehört auch die Schaffung und Erhaltung einer geistigen Lebensform.

Wenn wir aus der Vergangenheit wissen, daß der Deutsche immer Soldat aus selbstverständlicher Haltung und damit der beste Soldat der Welt ist, daß er ferner der tüchtigste Arbeitsmensch ist, dann erfährt unsere Gegenwart beglückend die Formung des politischen Deutschen.

Die Politisierung des deutschen Menschen im Sinne des Nationalsozialismus bedeutet nun nicht etwa, daß die Einseitigkeit des Nur-Soldaten, des Nur-Arbeiters oder des Nur-Wissenschaftlers, des Nur-Wirtschaftlers um eine zweite Seite, nämlich die politische, bereichert wird. Vielseitigkeit besagt noch keine Wesentlichkeit, Bereicherung noch keine Erfüllung und innere Wandlung.

Die Politisierung geschieht nicht in der Weise, daß der Mensch seinen nach wie vor einseitig aufgefaßten Beruf verläßt und sich in der Freizeit politisch betätigt. Dann wäre die NSDAP. nicht mehr als einer der mannigfachen bürgerlichen Vereine, der sich nur dadurch von ihnen unterscheidet, daß sein Streben nicht der Kaninchenzucht oder dem Brief-

markensammeln dient, sondern der Politikk. Dann könnte man neben die bisher wertfreie, d. h. völlig unpolitisch aufgefaßte Wissenschaft eine solche von der Politik stellen bzw. neben die bisherigen Universitätsvorlesungen solche über „Nationalsozialismus“ ansetzen.

Die weltanschauliche Prüfung der Teilnehmer am Reichsberufswettkampf ist daher keine Konzession an einen augenblicklich herrschenden politischen Zeitgeist, sondern ein Ausdruck der inneren Wandlung unserer Berufsauffassung. Der Beruf ist einmal ein von der Nation verliehenes und zu ihrem Nutzen zu führendes Amt. Zum andern enthält er als Inhalt das gesamt-nationale Leben, gestaltet in der Weise der jeweiligen Berufseigenart.

Nationalsozialist ist man also noch nicht, wenn man im Hauptberuf Militärsoldat, Beamter, Arbeiter, Wissenschaftler, Bauer ist und sich im Nebenberuf oder in den Mußestunden auch mit „Politik“ beschäftigt. Nationalsozialist ist man, wenn man seinen Beruf als eine Einheit auffaßt, die einen besonderen Ausdruck aller anderen Lebensmomente der Nation darstellt und wenn man bei der Berufsausübung darauf achtet, daß auch andere Lebensnotwendigkeiten der Nation keinen Schaden erfahren, sondern im Gegenteil gefördert werden.

Jetzt ist es nicht mehr so, daß sich aus möglichst einseitiger Ausübung der Teilberufe und der formalen Summierung dieser Einzelleistungen eine Harmonie der nationalen Kräfte ergäbe. Nein, die organische Einheit dieser Kräfte bedarf bewußter und durch Erziehung zu bewirkender Herstellung. Jede Berufshandlung steht im Ganzen der völkischen Leistungsgemeinschaft und ist ausnahmslos zu deren Förderung verpflichtet.

Hier liegt die vom Führer Hermann Göring gestellte Aufgabe: Höchste Intensivierung der völkischen Leistungskraft der Nation auf allen Einsatzgebieten des Arbeiter- und Soldatentums. Das ist nicht nur eine organisatorische, sondern vor allem eine erzieherische und politisch führende, oder besser gesagt, politisch zusammenführende Aufgabe.

War also der deutsche Soldat und der deutsche Arbeiter bisher einer feindlichen Welt bereits als Einzelercheinung gefährlich und unbequem, der politische Deutsche als Gesamtercheinung wird ihr furchtbar sein. Denn er umschließt nicht nur Soldatentum und Arbeitertum, sie zur höchsten Intensität züchtend und dem politischen Zweck dienstbar machend, son-

dern er stellt darüber hinaus die konzentrierteste Ballung und Stoßkraft aller deutschen Lebensenergien und Charakterwerte überhaupt dar.

Der Volkshewismus und die Demokration verfolgen Hermann Göring vor allem mit ihrem Haß. Sie wien warum. Wir wissen es aber auch, und das ist entscheidend. Früher liebte man uns um unserer Schwäche willen - heute haßt man uns um unserer Stärke willen. Wir politischen Deutschen unserer nationalsozialistischen Gegenwart haben eine leidenschaftliche Freude an der Macht. Dieser unser Wille zur Macht ist stärker als alle äußeren Umstände. Zur Durchsetzung der Lebensansprüche der Nation, der materiellen und geistigen, bildet der Nationalsozialismus Macht, Macht nach innen und Macht nach außen. Nationalsozialismus ist organisierter Wille zur Macht zum Zweck der umfassenden Verwirklichung unserer völkischen Lebensidee im organischen Wesensgefüge der Nation.

So holt, auch in den allerweitesten Kreisen unseres Volkes, die Zeit, in die es ein wohlgesinntes Schicksal versetzt hat, selbst aus den bedächtigen Hirnen und den schwerfälligsten Herzen politische Gedankengänge, politische Gefühle und politische Einsatzbereitschaft heraus. Unserer politischen Epoche gerecht zu werden, ist eine Angelegenheit des Temperaments des Glaubens, der Versessenheit - kurz des Blutes. Erst in zweiter Linie ist es eine Angelegenheit des Verstandes. Zum mindestens ist der Verstand nicht entscheidend.

Das bürgerliche Deutschland verfügte über eine Annenge gescheiter Menschen; aber es ging trotzdem zugrunde. Die Republik von Weimar war mit dem VI des Intellekt gesalbt - und doch war sie die größte politische Pleite.

Ihnen fehlte allen eins: Die unergründliche Triebkraft des Blutes, aus der ein leidenschaftlicher Fanatismus, ein unerschütterlicher Glaube, eine heilige Überzeugung kommt.

Nationalsozialismus ist notwendigerweise zuerst eine Bewegung des Herzens, dann erst eine der Hirne. Darum ist er auch Weltanschauung und nicht Weltandeutung. Weltanschauung entspringt einem Aufstand der Herzen, entspringt der Bildhaftigkeit und dem anschaulichen Gegensatz.

Der intellektuell verwickelte Liberalismus versuchte es mit der milden Jung-

fernzeugung des Geistes und ging an politischer Impotenz zugrunde.

Der Nationalsozialist jedoch verfügt über ein ungeheures Anschauungsmaterial des lebendigsten Lebens, über eine gewaltige Fülle von Bildern und Erlebnissen. Noch niemals in der Geschichte ist der deutsche Mensch in solch unheimlicher Eindringlichkeit vor die großen und letzten Fragen des Seins, vor das Angesicht weltweiter Entscheidungen gestellt worden.

Der Nationalsozialist als politischer Mensch des modernen Deutschlands fühlt sehr genau den allgemeinen Unterschied zwischen der eigenen und der feindlichen Welt. Er fühlt, daß wir es auf der Gegenseite mit Mächten zu tun haben, die ein voll ausgebildetes, abgeschlossenes Dasein der Sättigung, also das Gewordene und damit die Ideale ihrer bisherigen Weltentwicklung handgreiflich vertreten. Er weiß auch, daß diese Tatsache allenthalben, unter ihnen selbst, auch bei den Neutralen, nach dem Gesetz der Beherrschung und Trägheit immer wieder leicht zu Gehör gebracht werden kann.

Andererseits fühlt er aber auch, daß das neue Deutschland kein abgeschlossenes, gewordenes, sondern ein werdendes, übermächtiges Leben da-

gegen zu verteidigen hat und daß dieser Umstand den anderen so schwer verständlich zu machen ist. Das Flüßige der nationalsozialistischen Weltanschauung, die so gar nicht in das überkommene und bequeme Begriffsschema der demokratischen Welt mit ihren konventionellen politischen Spielregeln hineinpaßt, das alles wird als shocking, als „ungehörig“ empfunden.

In Wirklichkeit aber wird hier, ganz abgesehen von nationalen Ressentiments, die auch mitklingen mögen, ein Bruch von epochaler Bedeutung sichtbar, ein Bruch der unheilbar ist. Es stehen sich zwei Welten gegenüber, die sich gegenseitig nicht nur im politischen, sondern auch im geistesgeschichtlichen Sinne ausschließen. Oder anders ausgedrückt: Dem Stilprinzip eines absteigenden, d. h. im falschen formalen Denken erstarrten Zeitalters steht gegenüber das Stilprinzip eines aufsteigenden, von den dynamischen Kräften einer schöpferischen Lebensanschauung beherrschten Zeitalters.

Die Sage meldet, daß nach der blutigen Schlacht auf den katalaunischen Feldern die Geister der Erschlagenen noch tagelang in den Lüften erbittert miteinander

rangen. So wird das weltgeschichtliche Thema, das vor 25 Jahren kriegerisch angeschlagen wurde, heute im geistig-weltanschaulichen Raum nicht weniger kriegerisch variiert. Ebenso wenig wie vor einem Vierteljahrhundert ein Ausweichen vor der Waffenentscheidung möglich war, gab es am 30. Januar vor sechs Jahren ein Ausweichen vor der politischen Entscheidung und wird es in Zukunft ein Ausweichen vor der weltanschaulichen Entscheidung geben. Auch hier heißt es, um mit Beethoven zu sprechen, „dem Schicksal in den Rachen greifen“. Wir denken da an Alfred Rosenbergs Wort: „So wie der politische Kampf Gestalt gewonnen hat, so hoffen wir, daß auch der kommende funkelnde Geisteskampf, dem wir entgegengehen, gleichfalls eine weltanschauliche, plastische Formung hervorbringen wird. Wir sind natürlich bewußt, daß das geistig-kulturelle Leben durch keinerlei Formeln und Zwangsglaubenssätze im einzelnen bestimmt und geregelt werden kann. Die schöpferische Persönlichkeit wird immer durch die Tat beweisen, was sie richtunggebend zu leisten vermag. Diese Tat aber ist dann auch wirklich Richtung und das ist entscheidend auch auf diesem Gebiet unseres Lebens.“

OTTO SCHEEL

Die Begründung des Abendlandes

Völkerwanderung und Wikingerbewegung

Das im Erscheinen begriffene Werk des Kieler Historikers Otto Scheel „Die Wikinger“, Aufbruch des Nordens (Hohenstaufen-Verlag, Stuttgart) gibt zum ersten Male einen auf Grund der neuesten Erkenntnisse großlinigen Überblick über die Stellung der Wikinger in der Geschichte Europas und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Handelswege in der Frühzeit und Staatengründungen in den verschiedenen Teilen unseres Erdteils. Wir sind in der Lage, unseren Lesern schon heute einen Abschnitt aus diesem grundlegenden Werk zu vermitteln.

*

Die Germanen sind Weltvolk und ihre Leistung ist Weltgeschichte. Durch sie tritt das nördliche Mittelmeer Europas,

das wir heute Nord- und Ostsee nennen, mit gleichem geschichtlichem Rang neben das südliche Mittelmeer unseres Kontinents. Geringeres als dies darf nicht gesagt werden. Vielleicht mehr, Geringeres aber nicht. Wir haben auch keinen Anlaß, von jungen Völkerschaften zu reden, wenn wir von der germanischen Völkersfamilie zu erzählen beginnen. An Alter kann sie es mit jedem der große Geschichte wirkenden Völker Europas aufnehmen. Das hat die archäologische Forschung so überzeugend nachgewiesen, daß sogar mit guter Überlegung gefragt werden konnte, ob nicht die Germanen die älteste bezugte Völkersfamilie seien. Vor einer schriftlichen Bezugung stehen wir freilich nicht. Doch das ist nicht wesentlich, so erwünscht und aufschlußreich

auch schriftliche Quellen wären. Entscheidend bleibt, daß die Archäologie den sicheren Nachweis des hohen Alters der Germanen erbracht hat. Sie hat also unser Blickfeld zeitlich ungemein vertieft. Indem sie zugleich die Siedlungs- und Kulturkraft der Germanen zu schildern begann, wurde der Vorstellung, als hätte man es mit geschichtslosen Völkerschaften zu tun, der verdiente Untergang bereitet. Als sie in die Zeit eintraten, in der schriftliche Quellen zu fließen beginnen, lag bereits eine starke Geschichte hinter den Germanen. Jetzt, in den spätgermanischen Jahrhunderten, weitet sie sich mächtig.

Nun begann die politische Berührung der Geschichtsräume beider Mittelmeere. Und dem germanischen Geschichtsraum

fiel die Führung zu. An den Germanen scheiterte Roms Versuch, das „vollkommene“ Weltreich aufzurichten. Es konnte am Rande der germanischen Welt sich festsetzen, auch einige Jahrhunderte dort sich halten, aber Germanien zu unterwerfen gelang ihm nicht. Wohl aber zerbrach Germanien die römische Macht. Und während der germanische Ostseeraum, der alte germanische Siedlungsraum, nie eine römische Herrschaft gesehen hat, erlebte das Westbecken des Mittelmeeres samt der Halbinsel, von der die römische Weltmacht aufgestiegen war, germanische Herrschaften, bis ein neues germanisch geführtes Weltreich sie ablöste. Es ist darum keine Übertreibung, wenn gesagt wurde, daß die geschichtliche Leistung und Wirkung der aus dem Mittelmeerraum des Nordens hervortretenden Kraft in keiner Weise der des südlichen Mittelmeerraumes nachsteht.

In unseren Geschichtsdarstellungen nimmt sie darum auch einen mächtigen Raum ein. Europäisch gesehen, geht es um die Begründung des Abendlandes, dieser ersten und eigentümlichen Form europäischer Geschichte. Das Abendland war noch nicht Europa, weder räumlich noch politisch. Aber es war doch die Schöpfung, durch die erst europäische Geschichte möglich wurde und in der sie ihre erste und grundlegende Gestalt erhielt. Die Begründung des Abendlandes ist darum die große Geschichtstat, die den Aufriß der europäischen Geschichtswissenschaft bestimmt. Drei stark bewegte Vorgänge stehen hier im Vordergrund: die spätgermanische Völkerwanderung, die Entstehung der karolingischen Weltmacht und die Wikingerzüge. Die Völkerwanderung läßt man gern in jenen Jahren beginnen, als die Hunnen sich in Bewegung setzten. Ihren Abschluß findet sie, als die Langobarden auf italienischem Boden eine germanische Herrschaft aufrichteten. Als Wikingzeit gelten die Jahrhunderte, in denen nordgermanische Scharen, Wikinger genannt, die Küstengebiete des Abendlandes heimsuchten, bis auch der Norden ein Glied des Abendlandes wurde. Dazwischen liegt die mächtige Schöpfung des internationalen karolingischen Reiches. Es vollendet die fränkische Leistung der Völkerwanderungszeit und leitet zur mittelalterlichen Geschichte des Abendlandes über. Seinen weithin leuchtenden Aufstieg beginnt es mit der Vernichtung des Langobardenreiches. Als es seinem Ende entgegengeht, steht es schon unter den Beunruhigungen der Wikinger. Kennt man sie Nachzügler der Völkerwanderung, so will dies Urteil nicht nur zeitlich gemeint sein, es soll

auch die geringere Bedeutung dieser Bewegung zum Ausdruck bringen.

Geschichtlich sichere Linien hat in diesem Aufriß nur die fränkische Staats- und Reichsbildung. Völkerwanderung und Wikingerbewegung können bei weitem nicht so sicher begrenzt werden, wie der Aufriß es vermuten läßt. Schon lange gab es Wanderungen germanischer Völkerschaften, ehe jene Bewegung begann,



Schlittenfahrt im Wald

HEINRICH ANACKER

Weisse Kasse vor dem Schlitten.
Mählich bricht die Nacht herein,
Zwischen weißen Tannen glitten
Wir dahin im Dämmerchein.

Kalter Wind kam von Nordwesten,
Und durchfuhr uns, daß wir dicht
Eines uns ans andre pressten -
Flocken flogen ins Gesicht.

Stumm die Pracht an schweren Zweigen.
Nur das Spiel der Stöckchen Klang
In das tiefe Winterschweigen
Silberhell; Und einer sang . . .

Sang ein Lied von fernen Zeiten,
Sang ein Lied voll Lust und Weh,
Und im raschen Drübergleiten
Tönte mit der blanke Schnee.

Wind riß rauh das Wort vom Munde.
Blas von Reif ward Haupt und Haar -
Wie ein Traum verging die Stunde,
Die voll weißer Wunder war.

Mählich kam ein Müdewerden;
Dunkel wuchs die Stadt empor -
Doch Geläut von Schlittenpferden
Lag noch lange uns im Ohr.

die die Geschichtsbücher Völkerwanderung genannt haben. Die Ausdehnung des germanischen Lebensraumes in der weiten Ebene südlich der Ostsee bis zu den Mittelmeergebirgen im Süden und dem Frischen Haß im Osten noch vor Beginn unserer Zeitrechnung, die nach dem Kimbern- und Teutonenzug beginnende germanische Landnahme im heutigen Süddeutschland, um von der gotischen im pontischen Raum zu schweigen, der germanische Druck auf Helvetien und Gallien schon zu Cäsars Zeit und die Be-

wegung im mittleren Donaugebiet, das alles ist schon Völkerwanderung. Ihr Ergebnis ist auch groß genug. Sie hat ja den Grund der germanischen mitteleuropäischen Landschaft gelegt. Und mochte es auch den Römern auf mehrere Jahrhunderte gelingen, die Bewegung aufzuhalten und in des Wortes eigentlicher Bedeutung einen Wall gegen die andringende Flut aufzurichten, so hatte dies doch einen von Rom nicht beabsichtigten Erfolg. Denn außerhalb des Walles konnte die der Unterwerfung trotzbare germanische Kraft sich entfalten, bis sie stark genug geworden war, den Wall zu durchbrechen und auf römischem Provinzialboden durch neue Wanderung eigene Herrschaften zu begründen.

Da diese Wanderung die Germanen in den Bereich des südlichen Mittelmeeres führte und germanische politische Gewalten dort schuf, wo während eines halben Jahrtausends der Römer geherrscht hatte, mag man sie besonders kennzeichnen. Dies um so mehr, als sie hier vom alten Volksboden sich weit entfernte; so weit, daß hier ihr nicht beschieden wurde, einen neuen germanischen Volksboden zu schaffen. In der großgermanischen Zeit war dies möglich gewesen. Es wurde ihr Kennzeichen. Doch die Wanderungen der spätgermanischen Zeit haben nur teilweise neuen germanischen Bauernboden geschaffen, am Ozean und über See, jenseits der Nordsee. Der den Südraum erreichenden Bewegung blieb ein solcher Erfolg versagt, so groß auch die politische Leistung wurde. Was der Historiker germanische Völkerwanderung nennt, hebt sich also nach Eigentümlichkeit, Bewegung im Raum und Leistung stark ab von der germanischen Völkerwanderung, die die archäologische Forschung entdeckt hat. Diese schuf den geschlossenen germanischen Raum, den Boden, aus dem der germanische Antäus seine Kräfte holte, die Voraussetzung aller germanischen Weltgeschichte. Aber Völkerwanderung gab es auch hier. Die historische Völkerwanderung ist nur die Fortsetzung älterer Wanderungen. Die eine gegen die andere scharf abzusetzen, stößt auf eine Schwierigkeit nach der anderen.

Vom römischen Reich her gesehen, mochte man mit dem Jahr 375 die historische Völkerwanderung ihren Anfang nehmen lassen. Doch was nötigt uns, vom Mittelmeer her die germanische Geschichte zu gliedern? Wir blicken auf sie vom Norden her und begreifen sie aus der Welt des Nordens. Doch auch davon abgesehen, war das Jahr 375, das Jahr des Einbruchs der Hunnen in die süd-

osteuropäische Ebene, willkürlich gewählt. Schon lange vor ihm waren die Römer mit wandernden Germanen zusammengestoßen. Alemannen, Markomannen, die Sueben des Ariovist, Kimbern und Teutonen, sie alle gehören Bewegungen an, die schon das Gesichtsfeld des römischen Reiches erreichen, aber nichts mit dem zu schaffen haben, was als Anfang der historischen Völkerwanderung angegeben wurde.

So wenig wie die Völkerwanderung ist die Wikingerbewegung zeitlich so sicher zu begrenzen, wie es gemeinhin geschieht. Weder beschränkt sie sich auf die nordgermanische Völkergruppe, noch ist sie ein Nachspiel der Völkerwanderung. Der Name „Wiking“ führt feierlich in eine späte Zeit und gehört dem europäischen Norden an, also dem als nordgermanisch bezeichneten Siedlungsraum. Wann er zum erstenmal verwendet wurde, kann nicht gesagt werden. Üblich wurde er erst, als nordgermanische Scharen die Küsten des Abendlandes heunruhigten. Was er

bezeichnen will, ist umstritten. Sogar der nordische Ursprung soll zweifelhaft sein. Doch auch die von größerer Wahrscheinlichkeit getragene Annahme nordischer Herkunft hat zu keiner einhelligen Deutung geführt. Am häufigsten begegnet man der Ableitung von wík, dem nordischen Wort für Bucht. Dann wären Wikinger die Männer, die in den Buchten landen oder lagern und von ihnen her das Land überfallen. Sonderlich überzeugend ist dies jedoch nicht. In der Regel landet jeder Seefahrer in einer Bucht und nicht an öder oder unzugänglicher Küste. Auch der nur zum Warenaustausch kommende Kaufmann oder Händler lenkte sein Boot in die Buchten. Was aber die Wikinger kennzeichnete und wodurch sie Schrecken verbreiteten, war die Kriegshandlung. So auch klingt es in einem nordischen Liede: „Walröte zuckt um die Wikinger.“ Die Ableitung von víg, dem Ausdruck für Kampf, würde darum die Wirklichkeit ansprechend zeichnen. Die Iren haben so empfunden. Im

Altirischen ist fianna oder fena die volkstümliche Bezeichnung der Wikinger. Sie wurden also als Recken und Kämpfer, als Krieger gekennzeichnet. Sachlich trifft dies mit der Bedeutung des von víg abgeleiteten Wortes Wiking zusammen, mag auch die Frage offen bleiben, ob wir es geradezu mit einer Übersetzung von Wiking ins Altirische zu tun haben.

Der Name also führt über die Völkerwanderungszeit hinaus. Auch, was er bezeichnen will? Was in der nordgermanischen Wikingzeit uns begegnet, Kriegsfahrten über See und im Rahmen einer weit ausgreifenden Bewegung, ist dem Zeitalter der historischen Völkerwanderung durchaus nicht fremd. Auch hier brechen die Schranken zusammen, die man aufgerichtet hat, um Völkerwanderungs- und Wikingzeit einander fern zu halten. Wikingbewegung ist selbst ein Teil der Völkerwanderung, nicht lediglich Ausklang der spätgermanischen Zeit. Das braucht uns nicht zu veranlassen, die großen zusammenfassenden Begriffe für un-



Wikingerfahrt

tauglich zu erklären. Man mag sie weiter benutzen. Aber man muß sich ihrer Schranken bewußt bleiben. Und sie dürfen nicht geschichtliche Zusammenhänge zerreißen oder Vorgänge älterer Jahrhunderte verhüllen. Es hat Wikingzüge gegeben, ehe die als Wikingzeitalter gekennzeichnete Epoche anbrach. Wäre nicht der Ausdruck Wiking, was ganz mit der Herkunft des Namens in Einklang steht, in unseren geschichtlichen Darstellungen eng mit der Bewegung verbunden, die man herkömmlich mit dem Überfall auf das nordenglische Inselkloster Lindisfarne (793) beginnen läßt, so könnte man unbedenklich von Wikingern vor den Wikingern sprechen. Denn Kriegsfahrten bewaffneter Scharen über See an fremde Küsten sind eine Erscheinung schon des Zeitalters der Völkerwanderung. Sie gehören zu ihm wie die Heerfahrten über Land. Und sie haben wie diese an der großen Geschichte Germaniens entscheidend und mit bleibenden Erfolgen mitgewirkt.

Darf man den Worten des römischen Historikers Tacitus Glauben schenken, so hätte es an der Ostsee Wikingart gegeben, lange bevor die Wikingzeit der Geschichtsschreibung anhebt. Was Tacitus über die Suiones, die Schweden, erfahren hat, wird von ihm so wiedergegeben, als hätten sie schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf ihren schnellen und beweglichen Ruderbooten die Ostsee durchfurcht und ihre Küsten beherrscht. Sie werden geschildert als eine Flottenmacht, durch die sie vor anderen germanischen Stämmen jener Zeit sich auszeichnen. Ihre Boote, nach Tacitus' Beschreibung in keiner Weise den Einbäumen vergleichbar, die zwei Menschenalter zuvor der römische Offizier Vellejus Paterculus in der langobardischen Eblandshaft angetroffen hatte, waren nicht für friedliche Abungen in den Schären oder für Nahverkehr bestimmt. Tacitus erblickt vielmehr in ihnen einen wirksamen Bestandteil der Achtung gebietenden schwedischen Wehrmacht. Schon damals also wären die Schweden eine Ostseemacht gewesen.

Ob aber der Bericht des Tacitus eine solche Vorstellung rechtfertigt, ist mehr als fraglich. Fast alles, was erzählt wird, ist unklar oder gar falsch. Das letzte gilt sofort von der Schilderung des Volkes und seiner politischen Verfassung. Der Reichtum soll bei den Schweden in hohem Ansehen stehen. Darum - denn der Reichtum entnervt - werden sie von einem einzigen beherrscht, der ohne alle Beschränkung regiert und unbedingten Anspruch auf Gehorsam fordert. Das ist das Bild einer absoluten Königsgewalt. Sie war den Schweden wie jeder germanischen Völkerschaft jener Tage ganz fremd. Ebenso fern der Wirklichkeit ist die Schilderung der Waffenlosigkeit der Schweden. Auch sie soll nach Tacitus die Schweden von den anderen Germanen unterscheiden. Freilich gab es Waffen im Lande. Aber sie wurden, wie es heißt, unter Verschluss gehalten. Und dies Waffenlager unterstand der Obhut eines Wächters, der aus den Sklaven genommen wurde. Waffenlosigkeit des freien Mannes und ein Sklave als Wächter des Waffenhauses, das ist eine starke Zustimmung an einen germanischen Leser. Die archäologische Forschung hat auch längst diese wunderliche Angabe über den waffenlosen freien Schweden als Legende erwiesen. Unklar ist auch die Schilderung der Boote der „zur See gewaltigen Schweden“. Vollends fehlt es an greifbaren geschichtlichen Angaben über die schwedische Seegewalt auf der Ostsee, dem suebischen Meere des Tacitus.

Eine andere schriftliche Quelle für diese Zeit gibt es aber nicht. So müssen wir uns bescheiden. Ein Kapitel schwedischer Ostseeherrschaft in so früher Zeit kann nicht geschrieben werden. Doch was bedeutet das? Nur ein winziger Bruchteil der Vorgänge im Nord- und Ostseeraum des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung ist durch Nachrichten uns zur Kenntnis gelangt. Jahrhundertlang liegt eine dichte Hülle über den Vorgängen. Aber der Mangel an schriftlichen Nachrichten darf nicht eine geschichtsleere Spanne vortäuschen. Die vor der wärägischen Wikingzeit liegende schwedische

Besiedlung südwestlicher Küstenlandschaften Finnlands zeugt von einer starken Bewegung über See. Sie ist vom mittleren Schweden ausgegangen.

Was ist hier noch Völkerwanderung und was schon Wikingfahrt? Man mag die nun einmal eingewurzelten Bezeichnungen als Zeitbegriffe beibehalten - wir reden ja auch immer noch vom Mittelalter -, aber das Mitgeteilte zeigt doch, daß sie als Ordnungsbegriffe für die heute erkennbaren Vorgänge nicht ausreichen. Die in den Raum des Mitteländischen Meeres einbrechende Völkerwanderung wird begleitet von einer anderen germanischen Bewegung, die aus dem nördlichen, Rom unzugänglich gebliebenen oder ihm wieder entgleitenden Meeresgebiet herkommt. Die Spärlichkeit der geschichtlichen Überlieferung bedeutet nicht Spärlichkeit der Vorgänge, sondern nur Mangel an Nachrichten. Sogar im Südraum stoßen wir auf Vorgänge, die schon ganz an die Zeiten der Waräger erinnern. Aus dem Norden stammende Scharen, die Eruler - dem Namen nach schwerlich ein Stamm, sondern ein Verband von Kriegern (erilar) - haben über das Schwarze Meer hinweg die Küsten Kleinasiens und sogar Attikas heimgesucht (267 n. Chr.). Wie später die Waräger tauchen sie auf und verschwinden sie auf ihren schnellen Booten. Waren sie nun Vorläufer der Wikinger? Oder waren die Wikinger Nachzügler der Völkerwanderung? Beide Fragen würden falsche Vorstellungen wecken. Wir müssen vielmehr feststellen, daß schon die Völkerwanderungszeit Wikingfahrten kennt, Kriegsfahrten über See neben solchen zu Lande. Seegermanische Bewegungen gehörten zur Völkerwanderungszeit. Ja, sie treten in die Erscheinung, ehe noch die ungeheure Woge der germanischen Völkerwanderung über das römische Reich flutet. Und sie werden zu einem Teil der Kraft, an der sich die römische Macht brach. Im Kampf gegen Rom wächst die seegermanische Bewegung in die Weltgeschichte hinein. Das wurde die große Zeit der westgermanischen Wikinger.

Die Zeit, worin wir leben, hat uns Deutschen zugemutet, politische Menschen zu werden. Es hat schwerer Jahre bedurft, daß wir aus dem dämmernden Traum einer Gleichgültigkeit geweckt wurden, die dem deutschen Namen fast den Untergang drohte. Gottlob, uns ist wieder ein Vaterland gezeigt worden, ein Ziel, worauf alle Deutschen als Volk schauen und wofür sie streben und arbeiten sollen. Immer aber gilt noch mit Recht die Klage, daß wir noch nicht politisch genug sind. Damit wir dies immer mehr werden, dafür muß jeder redliche Deutsche denken und streben und auf seine Art den Kampf durchkämpfen helfen, der nicht allein auf Schlachtfeldern entschieden werden kann.

Ernst Moritz Arndt (1815).

Der deutsche Forscher Copernicus

„der die Sonne anhielt und die Erde in Bewegung setzte“

„Keusche, unbestechliche Wahrheitsliebe, die das Eigene prüft und auch Fremdes achtet, hohen Sinn und sicheres Maß, die schönsten Tugenden der Tatkraft.“

(Der Schweizer Heinrich Leuthold über die Deutschen, 1872.)

Das Eindringen einer fremden Macht aus dem Mittelmeerraum störte den Rhythmus des germanischen Lebens und vernichtete einen großen Teil seiner eigenen Tradition. Damit wurde die sogenannte „Befehung“ oder „Christianisierung“ zu einem für unser Volk lebensgefährlichen Vorgang, der über lang oder kurz die lebenserhaltenden Kräfte zum Widerstand auf den Plan rufen mußte. Widukind begann den Kampf gegen die fremde seelenzerstörende und Sklavenformende Gewalt des Südens; die großen Kaiser des Mittelalters führten den begonnenen Streit weiter. Den gewaltigsten Schlag aber tat der deutsche Bauernsohn Luther: seine Reformation brachte den „Wendepunkt des Mittelalters“. Auf die „römische Revolution“ (Befehungszeitalter) folgte Luthers Wittenbergische Revolution (Reformation), die einen Höhepunkt der „gibelinischen Linie“ unserer Geschichte und der Weltgeschichte überhaupt bildet.

In die Zeit dieser großen deutschen Revolution fallen weitere große Ereignisse. Der Seeweg nach Westindien wird gefunden, Amerika, das vor einem halben Jahrtausend bereits von Wikingern besucht worden war, wird zum zweitenmal entdeckt. Erfindungen beleben das Feld: der Schiffskompaß, das Schießpulver, Sekunden- und Taschenuhr, die Buchdruckerkunst. Männer wie Hutten, Erasmus und Reuchlin streiten mit im Aufbruch einer neuen Zeit, die der Entfaltung eines strebenden, forschenden und selbständigen Menschen außerordentlich günstig ist. Diese große deutsche Schicksalsperiode gebiert auch einen Nicolaus Copernicus, den Forscher und Denker, der „die Sonne anhielt und die Erde in Bewegung setzte“.

Der große Deutsche aus Preußen

Die Quellen über Leben und persönliche Schicksale des großen Ostdeutschen Copernicus fließen nur sehr spärlich.

Das liegt zum gewissen Teil daran, daß seine Zeit in Wirklichkeit die wahre Größe und Bedeutung des deutschen Wissenschaftlers nur geahnt hat und daß erst mehrere Menschenalter nach ihm erkannt wurde, was er für Geistesfortschritt und Geistesfreiheit geleistet hat. Im Jahre 1654 erscheint die erste Biographie, von Gassendi geschrieben.

Während des Krieges zwischen dem Deutschen Orden und Polen wanderte 1462 der Kaufmann Niklas Copernigk aus Krakau nach Thorn, wohin er auch den Hauptsitz seines Geschäftes gelegt hatte. Nicht nur das Wasser verband die beiden Weichselstädte, vor allem war es der rege Austausch zwischen den Bürgern beider Orte, die damals wie fast alle polnischen Städte überwiegend von Deutschen gegründet und bewohnt waren. Der Kaufmann Copernigk stand in hohem Ansehen, denn 1465 wurde er bereits in den „Schöppenstuhl“ der Altstadt gewählt. Hier führte er auch Barbara Wazelrode, Tochter eines der reichsten und berühmtesten Männer Thorns und des Vorsitzenden der Altstädtischen Gerichte, als Gattin heim.

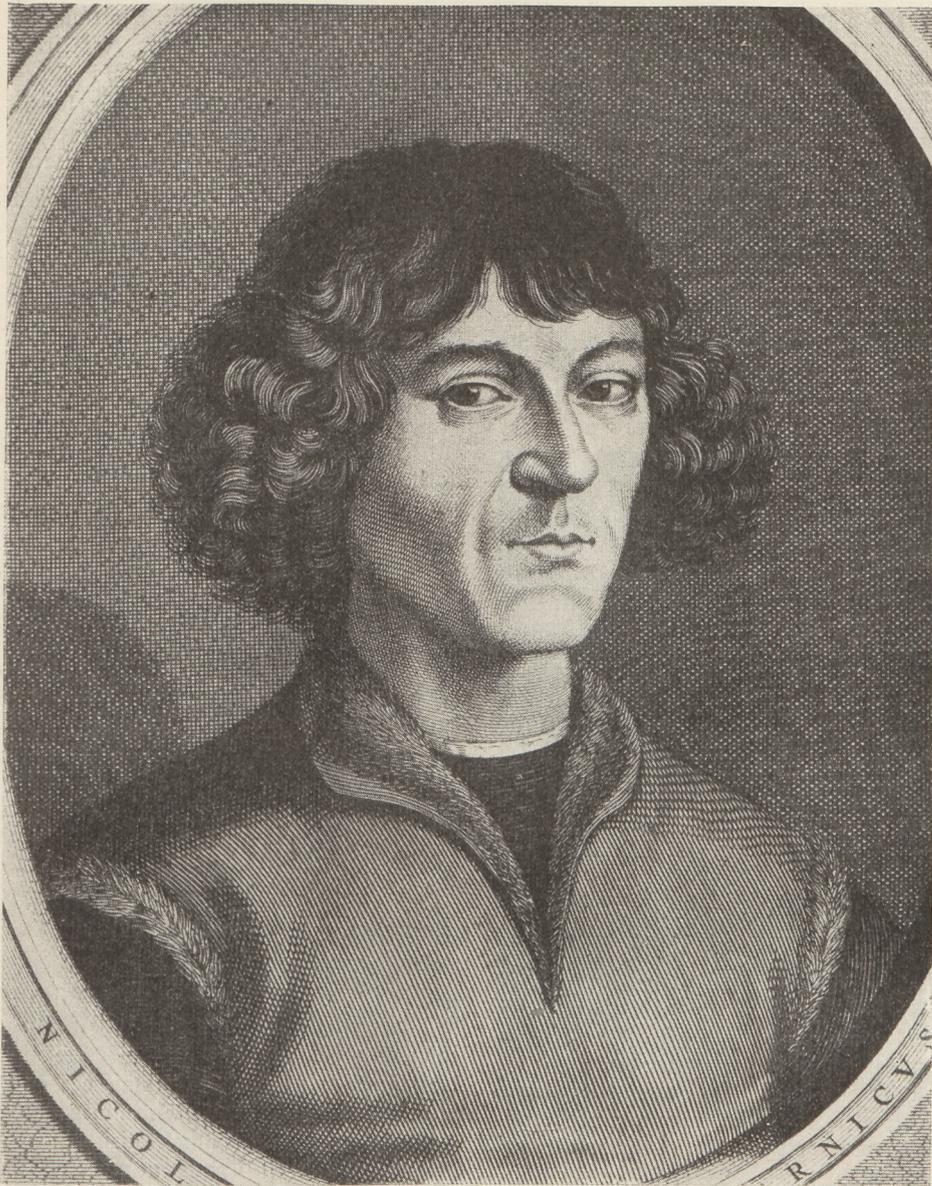
Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor. Das jüngste unter ihnen wurde am 19. Februar 1473 in Thorn geboren und hieß Nicolaus Copernicus. Erst zehn Jahre alt, verlor Nicolaus seinen Vater. Seine Erziehung nahm der Onkel, Lukas Wazelrode, derzeit Bischof von Emland, in die Hand. Mannigfaltige Eindrücke und abwechslungsreiche Lebensbilder nahmen den Weg in die junge Seele. Da die Verwandten den Gerichsstab führten, hörte Nicolaus vieles über die Grundsätze und spitzfindigen Fragen des Rechts. Vom väterlichen Geschäft her lernte er den Ernst der Verwaltung sowie die Handhabung des Handels kennen. Der Bruder seiner Mutter, Mitglied des Domstifts im benachbarten Culmsee, gewährte ihm früh manchen Einblick in die besonders geartete Herrschaft des Krummstabs.

Als Achtzehnjähriger begab sich der fleiß- und energiebegabte Copernicus in die Heimatstadt seines Vaters, nach Krakau, wo er die berühmte Universität besuchte. Von 1491 bis 1495 gehörte er hier der „Artistenfakultät“ (allgemeine Wissenschaften, „freie Künste“) an und beschäftigte sich vornehmlich mit Mathe-

matik und Astronomie. Ebenso bildete er sich hier zum vorzüglichen Meister der lateinischen Sprache aus. Bekannt gemacht mit der Ptolemäischen Lehre einerseits und mit der Auffassung einer seiner Lehrer andererseits, daß der Fixsternhimmel unendlich weit sei, werden in Copernicus die ersten Zweifel an der durch kirchliche Dogmen festgelegten astronomischen Lehre wach. Im Jahre 1493 führte er auch seine erste Himmelsbeobachtung durch, die den Mond zum Gegenstand hatte.

In jenen Tagen warb in Krakau der junge Laurentius Corvinus für den Humanismus. Die Folge war, daß ein wüster Streit zwischen den Verfechtern der alten Lehr- und Denkweise, den Scholastikern, und den Vertretern der freieren und neueren Bewegung, den Humanisten, ausbrach. Man nannte die Humanisten „Neuheiden“ - Ignaz von Loyola warnte seine Anhänger und sagte: „Diesenigen, die griecheln, lutherisieren auch.“ - Die deutschen Studenten schlugen sich auf die Seite der Humanisten. Als aber Copernicus in Krakau sein Studium abschloß, hatten dort die Scholastiker gesiegt. Die Humanisten verließen daraufhin Krakau.

Nach kurzem Heimataufenthalt bezog der junge Gelehrte die Universität Bologna, wo er als Studierender des kirchlichen Rechts und Mitglied der deutschen Landsmannschaft („Natio Germanorum“) eingeschrieben wurde. Unter Leitung des Astronomen Dominikus Maria de Novara begann Copernicus selbständige Versuche zur Verbesserung von mancherlei Himmelskörperberechnungen (Mondrechnung, Jahresbestimmung in Hinsicht auf Fixsterne und Jahreszeiten usw.). Langsam prägte sich schon hier seine Auffassung vom Umlauf der Erde und vom heliozentrischen System, wie aus Notizen auf den von ihm benutzten Sterntabellen hervorgeht (nach Henseling, in „Die Großen Deutschen“, 1. Bd. S. 513, Propyläen-Verlag, Berlin 1935). Auf einige Zeit kehrte er 1497 in die deutsche Heimat zurück, wo er durch den Einfluß seines Oheims Domherr in Frauenburg in Ostpreußen wurde. Drei Jahre später - zur „kirchlichen Jahrhundertfeier“ - weilte er in Rom, wo der siebenundzwanzigjährige deutsche Domherr „mit der größten Auszeichnung“ aufgenommen wurde. „Durch die Genossen seiner



Nicolaus Copernicus

Studien hatte sich der Ruf seiner Gelehrsamkeit weithin in Italien verbreitet. Ihm ward eine mathematische Professur an der Universität zu Rom übertragen. Seine Vorlesungen fanden großen Beifall. Sie wurden nicht nur von Studierenden besucht, sondern auch ältere und vornehme Männer, Gelehrte und Künstler saßen zu Füßen des jungen Preußen." (Festrede zur 4. Säcularfeier des Geburtstages von Nicolaus Copernicus von Leopold Prowe, Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1873, Seite 20). Im Herbst 1501 nahm er ein neues Studium in Padua auf - und zwar Medizin. Daneben aber scheinen der Astronom Lukas Gauricus und der Lehrer der griechischen Sprache Marcus Mussurus sowie Nikolaus Leonikus Tomeus als Vermittler griechischen Schrift-

tums starken Einfluß auf den deutschen Gelehrten genommen zu haben. Mit der Würde eines Doktors des kanonischen Rechtes bringt er zu Ferrara am 31. Mai 1503 sein Universitätsstudium allgemein zum Abschluß und beendet 1504 seine Lehr- und Wanderzeit überhaupt.

Darauf weilte er acht Jahre hindurch auf dem Schloß zu Heilsberg bei seinem Oheim, dem Bischof. Als Ergebnis seiner humanistischen Studien übergibt er der Öffentlichkeit eine lateinische Übersetzung der Briefe des Theophylactus Simocatta. Seinen Freunden legt er die neuen Anschauungen über Erde und Himmelskörper in einer noch nicht vollkommenen Niederschrift („Commentariolus“) vor. Nach dem Tode des Oheims Lukas Wazetrode zieht er sich nach Frauenburg zurück, wo er bis zum Tode

bleibt. Er nimmt teil am politischen Leben, das sich infolge der vielen Kämpfe zwischen dem Orden und den Polen besonders spannungsreich gestaltet. In der Zeit von 1516-1519 und 1520-1521 wird ihm die Verwaltung Allensteins und mehrerer Güter im Ermland übertragen. Brände, Einfälle und Brandschadungen von Seiten der Polen wie des Ordens wechseln miteinander ab. Fürsorglich finden wir den Domherrn bemüht, die Not des Krieges zu lindern und die verursachten Schäden zu heilen. Als Mathematiker und Sachverständiger entwirft er 1522 eine deutsche Denkschrift über die Verschlechterung der Münze sowie über die Methoden zur Abhilfe für die preussischen Stände. Im Volk genießt er ein hohes Ansehen, so daß, anknüpfend an seine soziale Hilfsbereitschaft und an sein mathematisches Genie, sogar die Sage entsteht, er habe in Frauenburg, Thorn, Danzig, Graudenz sowie in vielen anderen Orten der Provinz die Wasserleitungen anlegen lassen. Prowe schreibt dazu: „Durch diese Denkmale wünschte die Sage den großen Mann dem Volke näher zu führen und übersah deshalb gern, daß es sämtlich einfache Röhrenlegungen sind, die kein mathematisches Talent erfordern.“ (Aus „Nicolaus Copernicus in seinen Beziehungen zu dem Herzoge Albrecht von Preußen“, Rathsdruckerei Lambek, Thorn, 1855, Seite 13.)

Auch als Arzt genießt er einen großen Ruf. Überall, wo landläufige Hilfe nicht ausreicht, wird Copernicus zu Rate gezogen. Mit großer Umsicht behandelt er so seinen Freund Tiedemann Giese, den damaligen Bischof des Kulmer Landes. Auch Herzog Albrecht von Preußen bittet im nachstehenden Brief um ärztliche Hilfe für seinen Edelmann von Runheim; in diesem Brief heißt es u. a.: „Ahn Nicolaus Copernicus Thumherren zur Frauenburg den 6. Aprilis. Nachdem Ihr euch durch den gestrengen und ererbtesten unsern besonderen lieben Ehren hansen von werden (= Johannes von Werden, 1526-1554 Bürgermeister von Danzig) gegen unns auffss dinstlichste erpotten, wo wir euer person bey krankheiten oder anderem zu gebrauchenn wusten, das Ihr euch gutwillig dorinne ertzeigenn und unns zu dinstlichem gefallenn alher zu unns begebenn vollet... wund obgedachtem gutthem manne euren getreuen rath unnd gutbedunkenn ob er Irgents grad und euerer mitholff seiner beschwerlichen krankheit erledigt mocht werdenn gutwillig wie unnseser gnediges vertrauenn zu euch stehet

mitteilen das Feind wir mit allem Gnaden gegen euer person abzunehmen er-pottig." (a. a. O. Seite 25-26.)

An seinem großen Lebenswerk, das wir unten in einem Sonderabschnitt betrachten werden, arbeitete der unermüdlische Forscher dreißig Jahre lang. „De revolutionibus orbium coelestium“ (= „Über die Umdrehungen der Himmelskreise“) nannte er das Buch, das die bisher gültige mittelalterliche Weltanschauung über den Haufen werfen sollte. Erst an seinem Lebensabend gab Copernicus es auf Drängen seiner Freunde zum Druck aus der Hand. Rhetikus aus Wittenberg, die beiden Mathematiker Schoner und Oslander aus Nürnberg besorgten die Drucklegung. In den ersten Monaten des Jahres 1543 kam das Werk heraus. Der kühne Forscher, der am 24. Mai 1543 verstarb, sah und berührte sein Lebenswerk noch; seine Gedanken jedoch weilten nicht mehr im Zeitlichen.

Das Erbe des nordischen Altertums

Copernicus, der seinen freien Forschergeist auf das Universum und die Körper des Alls gelegt hatte, wurde zum Vollstrecker eines großen nordischen Erbes aus den Zeiten des Altertums. Was ein Pythagoras in intuitiver Schau 2000 Jahre vor ihm aussprach, konnte der deutsche Forscher durch unabdingbare Beweise ein für allemal in der Wissenschaft festlegen.

So steht er neben anderen Großen auf einsamer Höhe als Geistesheros im welthistorischen Kampf für die freie germanische Naturerforschung. „Auch die Wissenschaft ist eine Folge des Blutes. Alles, was wir heute ganz abstrakt Wissenschaft nennen, ist ein Ergebnis der germanischen Schöpferkräfte. Dieser nordisch-abendländische Gedanke einer auf Gesetze zurückzuführenden Folge von Ereignissen im Weltall, die Erforschung dieser Gesetzmäßigkeit, ist nicht nur nicht eine ‚Idee an sich‘, auf die jeder Mongole, Syrier und Afrikaner auch verfallen müßte, sondern im Gegenteil: dieser (in anderer Form im nordischen Hellas aufgetauchte) Gedanke sah sich durch Jahrtausende hindurch der wütendsten Gegnerschaft der vielen Rassen und ihrer Weltanschauungen gegenüber. Die Idee der Innergesetzlichkeit und der Eigengesetzlichkeit war ein Schlag ins Gesicht aller Anschauung, die auf der willkürlichen Gewaltherrschaft eines oder vieler mit Zauberkraft ausgestatteter Wesen ihr Weltbild aufbaute. Aus einer Weltanschauung, wie sie uns der alttestamentliche Jahwe vermittelt, konnte ebensowenig eine Wissenschaft un-

serer Prägung entwachsen, wie aus dem Dämonenglauben und Evolutionshypothesen afrikanischer Menschen. Aus diesem ewig fremden Gegensatz heraus ergab sich auch der Kampf des römisch-kirchlichen Systems gegen die germanische Wissenschaft.“ (Rosenberg, Der Mythos des 20. Jahrhunderts, 23.-24. Aufl., S. 120-121, Hoheneichen-Verlag, München, 1934.)

Im uralten Glaubensgut der Germanen (besonders bei den Hessen und Franken) finden wir im gewissen Sinne den Niederschlag einer genialen Beobachtung des Weltraumes und der darin befindlichen Sonnen und Sterne. Danach haben die Sterne zu Beginn alles Seins ziellos im All umhergeirrt, solange, bis ihnen der Schöpfer mit Gewalt eine bestimmte Bahn vorschrieb, auf der sie heute noch kreisen. In der Wölfska, dem bekannten Lied von Beginn und Ende der Welt in der Edda, heißt es: „Am Anfang der Dinge wußte Sonne nicht, wo sie Siz hatte, Mond nicht, welche Macht er hatte, Sterne nicht, wo sie Stätte hatten.“ Das altgermanische Glaubensgut kündigt bereits von einem „Sitz der Sonne“ und von einer Bahn der Sterne.

Der nordische Grieche Pythagoras, der Begründer der mathematischen Wissenschaft, prägt bereits um 500 v. d. Zr. die Auffassung von der Kugelgestalt der Erde, die sich neben anderen Weltkörpern im All um ein „Zentralfeuer“ bewegt. Er legt damit den Grund zu der heliozentrischen Lehre, die allerdings durch Aristoteles und seine Anhänger verdrängt worden ist. Aristoteles (Lehrer Alexanders d. Gr., geb. 384 v. d. Zr. zu Stagira auf der Chalkidike) entwickelt eine Zyklotheorie, die später die Grundlage für die irrigen Weltlehren der Romkirche wird. Nach dieser Theorie setzt der „erste Beweger“, d. i. der absolute göttliche Geist, die Hohlkugel des Fixsternhimmels „von außen“ in Bewegung, so daß sie sich um die im Mittelpunkt ruhende Erde dreht. In gleicher Weise sollen Sonne, Mond, Jupiter, Mars, Saturn, Venus und Merkur je an einer besonderen Hohlkugel um die Erde kreisen. Der Alexandriner Eudoxos, ein Mitarbeiter Platons, baut den ersten „Himmelsglobus“ und gestaltet das geozentrische Weltbild des Aristoteles. Im 2. Jahrhundert n. d. Zr. erfährt das System eine nochmalige Überarbeitung durch den Ägypter Ptolemäus von Alexandrien, der in seiner „Geographie“ sowie in seinem „Großen astronomischen System“ die gesamte Erd- und Himmelskunde zusammengefaßt und von der Unbeweglichkeit

der Erde spricht. Das „Ptolemäische Weltssystem“, zugleich von der Romkirche anerkannt und benutzt, blieb als Lehrgebäude 1300 Jahre lang unangetastet.

Vor Ptolemäus lehrte Aristarchos von Samos, wie Berichte des Plutarchus vermelden, die Rotation der Erde und versuchte nochmals gleich Pythagoras, das heliozentrische System zur Geltung zu bringen. Aber die Stoiker bekämpften ihn; und der bedächtlich-ängstliche Gelehrte Hipparchos aus Bithynien lehnte die Lehre des Aristarchos als Gotteslästerung ab.

Überglaube und die Sehnsucht der Mittelmeermenschen nach einer freundlichen Macht, den von Sternen her die Menschen leitet und beschützt, verdrängten die klare Erkenntnis. Die Astrologie besiegte die Astronomie als Wissenschaft. Die Kirche aber wachte ängstlich darüber, daß niemand das geozentrische System antastete und als falsch bezeichnete. Was die nordisch-griechischen Forscher und Denker als kühne Hypothesen aufgestellt hatten, das sollte durch den Deutschen Copernicus wissenschaftlich unter Beweis gestellt werden. Copernicus wurde damit einer der großen Vollstrecker des geistigen Testaments unserer nordischen Ahnen und Verwandten.

„Der die Sonne zum Stehen brachte“

Vor dem Auftreten des Thorner Forschers wies der deutsche Bischof Nikolaus von Kues (gest. 1464) auf die Unendlichkeit des Raumes hin, forderte die Lossagung von der Anschauung der engen Begrenztheit des Weltraumes und das Recht der wissenschaftlichen Astronomie. Aber erst Copernicus war es vorbehalten, das alte geozentrische Weltssystem durch ausreichendes, wissenschaftlich einwandfreies Tatsachengut zu überwinden und damit zugleich die Bindung an den römischen Offenbarungsglauben zu zerstören.

Um 1500 brach ein Streit zwischen den ptolemäischen Gläubigen und den humanistisch gebildeten Anhängern des Aristoteles aus. In diese Zweifel und Streitigkeiten der Parteien wuchs Copernicus hinein. Er begann eigene Beobachtungen, selbständige Berechnungen und versuchte, die Standpunkte der Planeten wie der Sonne und des Mondes vorauszubestimmen. Je mehr klare Erfahrungen der Forscher jedoch sammelte, desto größer wurde der Abstand seiner festgestellten Tatsachen von der kirchlichen Ansicht, nach der unsere Erde im Mittelpunkt der um sie kreisenden Weltkörper stehen sollte als eine majestätische Weltgröße. Wenn er aber, von dem römi-

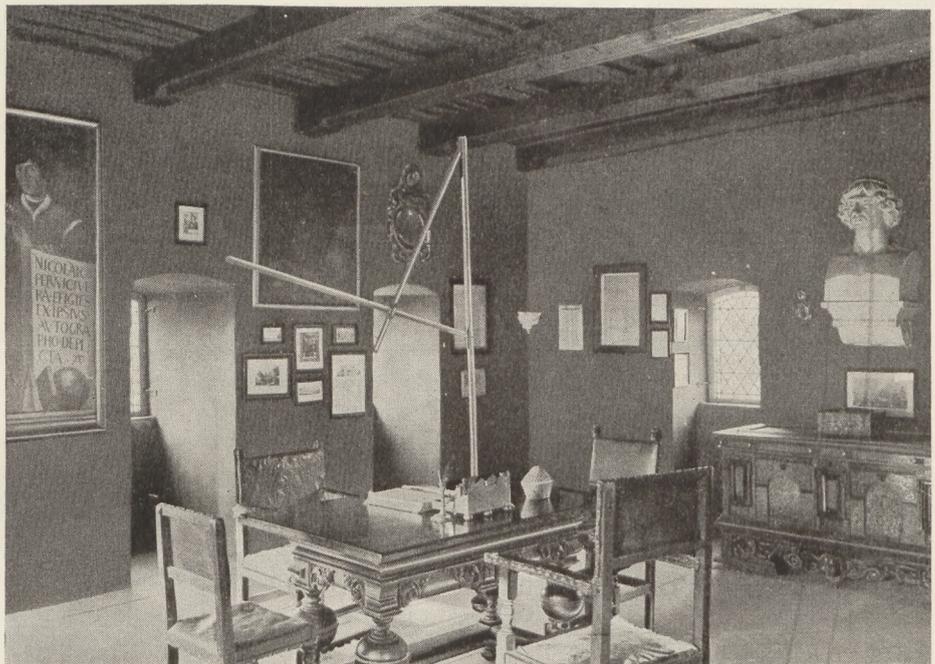
schen Dogma abrückend, und eine völlige Wendung vollziehend annahm, daß die Erde und andere Planeten sich um die feststehende Sonne bewegten, dann trafen alle seine Beobachtungen zu und deckten sich vollends mit seinen Berechnungen. Mutig und im unerschütterlichen Glauben an die Wirklichkeit der von ihm entdeckten Weltgesetze baute er dann ein neues Weltbild auf und hob damit ein altes kirchliches Phantasiegebilde auf gegen die „Ansicht des großen Hauses“. Für jene, die „nicht aller mathematischen Kenntniss bar und ledig“ sind, wollte er seine Forschungen „klarer noch als die Sonne“ machen. In vollendeter Form sprach der deutsche Geistesheros seine revolutionären Gedanken aus:

„Inmitten der Planeten ruht die Sonne. Denn wer möchte wohl in den schönen Tempel die Weltleuchte an eine andere bessere Stelle setzen als dorthin, von wo sie das Weltall erleuchtet, die ganze Familie kreisender Gestirne lenkend? Dort ruht sie wie auf einem königlichen Throne. Bei einer solchen Anordnung finden wir eine bewunderungswürdige Symmetrie des Universums, einen sicheren harmonischen Zusammenhang in der Bewegung und Größe der Bahnen der Himmelskörper.“ (Prowe, Festrede a. a. O., Seite 29.)

Copernicus' Werk „de revolutionibus orbium coelestium“ erregte begreiflicherweise einen wilden Wirbel von Meinungen und Gegenmeinungen unter den Geistern seiner und der späteren Zeit. Die Erde, bisher Sinnbild des Ruhenden, des Starren und Unbeweglichen, sollte nunmehr ein kreisender Planet sein wie andere auch, sich dazu noch um die eigene Achse drehen - und die Sonne als Symbol des Ewig-um-die-Erde-Kreisenden sollte von jetzt ab der ruhende Pol im Raume sein! Das verstieß gegen „Gesetz und guten Glauben!“ So traten die Neider seiner Größe auf; jene gutgläubigen Alltagsmenschen und Halbgebildeten, und behaupteten, die copernicanische Lehre trete nicht nur der rechten tausendjährigen Überlieferung entgegen, sondern auch dem „untrüglichen“ Sinnen-schein, der für sie unzweifelhaft sagte, daß sich die Sonne doch täglich um die Erde drehe. Desgleichen wurden viele Männer der „strengen Wissenschaft“ Gegner des Copernicus und vermochten nicht die Notwendigkeit einzusehen, sich von der ptolemäischen Lehre zu trennen. Mit besonderer Heftigkeit stritten die Anhänger des lutherischen Protestantismus gegen das neue heliozentrische System, weil man dort glaubte, diese Lehre würde die Grundlage des wahren

Glaubens, die „Heilige Schrift“, widerlegen und völlig verdrängen. In Luthers Tischreden findet sich die Äußerung: „Der Narr will die ganze Kunst Astronomiae umkehren! Aber wie die Heilige Schrift anzeigt, so hieß Josua die Sonne stillstehen und nicht das Erdreich!“ - Mit achselzuckender Geringschätzung behandelt Melanchthon die Lehre des Thorner in seinem Lehrbuch der Physik und bezeichnet sie als „nur ein geistreiches Gedankenspiel, dessen Veröffentlichung geradezu schädlich“ sei. Er sagt in diesem Zusammenhang: „Die Augen sind deutliche

Wahrheitsliebe, die gewaltige Arbeitsleistung und den hohen Mut zum wissenschaftlichen Bekenntnis dieses einzigartigen Deutschen. Viele vor ihm haben am römischen Dogma gezweifelt; Copernicus aber wurde durch seinen faustischen Drang und seine unbändige Sehnsucht nach der Wahrheit Überwinder des Zweifels, Entdecker der göttlichen Weltgesetze, ein deutscher Wissenschaftler der Tat, der die Wirklichkeit erfaßte und den Sinn des Schöpfers in der Weltordnung verstand. Copernicus löste die gesamte Menschheit aus der Sphäre verhängnis-



Das Arbeitszimmer des Forschers

Aufnahmen: Transocean

Zeugen, daß der Himmel sich in vierundzwanzig Stunden herumdreht.“ In Elbing wird das copernicanische System von den dortigen Protestanten öffentlich in einem Fastnachtsumzug dem Spott preisgegeben (Die Großen Deutschen, a. a. O., Seite 504). In der katholischen Kirche blieben die Gegner eine Zeitlang still. Die Widmung an den Papst sowie ein dem Werke Copernicus' vorangestellter Brief eines Kardinals schützten es vor groben Angriffen. Im Jahre 1616 wurde die Lehre des Thorner Forschers als schriftwidrig erklärt und sein Buch auf den Index gesetzt.

Die Wahrheit aber hatte auch hier den längsten Atem; sie setzte sich allen Widerständen gegenüber durch. Selbst Rom gab nach: seit 1835 ist das Werk des deutschen Wissenschaftlers von der Liste der verbotenen Bücher verschwunden! Heute aber bewundern wir die

voller Phantasien, aus dem orientalisches-jüdischen und selbstherrlichen Irrglauben und führte sie ein in die wahre göttliche Disziplin alles Seins im Universum. Der dem deutschen Menschen fremde, von Theologen und Propheten ausgeflügelte und festgesetzte Irrglaube wurde verdrängt von der wissenschaftlichen Wahrheit, die ein Deutscher in härtester Lebensarbeit gefunden. Copernicus bleibt der Mann aus unserem Reich, der „die Sonne anhielt und die Erde in Bewegung setzte“.

Der polnische „Copernicus-Mythos“

Trotzdem die deutsche Abstammung des großen Gelehrten einwandfrei feststeht, trotzdem er - abgesehen von lateinischen wissenschaftlichen Schriften - stets deutsch, niemals aber polnisch geschrieben hat, feiern manche Kreise Polens Copernicus ebenso wie Veit Stof (vergl.

meine Ausführungen im „Bollwerk“, Jahrgang 1938, Heft 10 und 11) als ihren „größten Ruhm vor der ganzen Welt“. Das ist nichts Neues. Dergleichen Annektionen haben ihre Beispiele in der Geschichte. So werden beispielsweise auch der deutsche Musiker Liszt und der Nürnberger Albrecht Dürer von einigen Ungarn als „madjarische Vorkämpfer europäischer Kultur“ bezeichnet; und den Bamberger Reiter stellt man flugs unter die ungarischen Könige (siehe „Zeitschrift für Geopolitik“, 14. Jahrg., 1937, Heft 4, Kurt Döwinkel Verlag, Heidelberg).

Als „Rundgebung der polnisch-italienischen Freundschaft“ wurde am 16. November 1936 in der Universität zu Bologna eine von der polnischen Regierung geschenkte Marmorbüste des Deutschen aus Thorn feierlich enthüllt. Im polnischen Pavillon auf der Pariser Weltausstellung war ebenso unter der Absicht, den Copernicus als Polen vor der Welt zu zeigen, seine Büste ausgestellt worden, das bei uns ehrliche Entrüstung hervorgerufen hat. Von deutscher Seite verlangte man damals mit Recht die Kennzeichnung des deutschen Volkstums; und als das nicht geschah, stellte man im deutschen Pavillon die Dokumente aus, die Copernicus unbestreitbar als Deutschen auswiesen.

Diese unvorsichtigen Rundgebungen von polnischer Seite rührten den nun bereits 150 Jahre währenden Streit um die Volkszugehörigkeit des Copernicus von neuem auf, trotzdem polnische Wissenschaftler und einsichtige Männer Polens die Copernicus-Legende längst zu den Akten gelegt haben. Immer wieder greift man zu dem Sinngedicht Władysław Syrokornas „An den Hemen“, das mit dem unverständlichen Vorwurf schließt, wir Deutsche hätten Polen den großen Wissenschaftler entwendet. Weiteren Stoff hierzu geben Odyniec's Lobeshymnen auf Copernicus, sodann Rapackis Drama „Nikolaj Kopernik“ und die „Oden zum Ruhm des Kopernik“ von Osinski. Schließlich gehören in diese Märchenreihe auch der Roman „Klos Panny“ (Warschau 1929) und das Schauspiel „Nikolaj Kopernik“ von dem Dichter Morstin sowie die geschichtlich

unwahren Behauptungen des polnischen Historikers Birkenmajer.

Die Geschichte spricht solchen Entstellungen das Urteil und gibt der Wahrheit die Ehre. Die Forschungen der Wissenschaftler wie Prowe, Hipler, Bender, Schmauch und Brachvogel haben einwandfrei ergeben, daß die Familie Copernicus aus dem mittelschlesischen Ort Köppernig (Kreis Neisse) stammt. Den Namen aber verwendet die Familie stets deutsch, nie in polnischer Schreibweise. Obwohl auch in Bologna eine polnische Landsmannschaft stand, gehörte Copernicus als Student allein der deutschen an. Weiter ist ein Brief, die von Copernicus vorbereitete Befestigung Allensteins betreffend, von besonderer Wichtigkeit. „Nur an einen Deutschen und deutsch Fühlenden konnte ein Brief gerichtet werden wie jenes Schreiben des Freundes Johannes Scultetus an Copernicus zu einer Zeit, als dieser die Verwaltung Allensteins und seine Verteidigung gegen drohende Belagerung durch den deutschen Orden zu leiten hatte; Scultetus ermahnt Copernicus, bei der Wahl eines neuen Schloßhauptmannes nur ja vorsichtig zu sein, keinesfalls einen Polen zu nehmen und am besten gar keinen Polen ins Schloß einzulassen (Die Großen Deutschen, a. a. O., Seite 511).

Würdevoll und verantwortungsbewußt aber beendet ein polnischer Wissenschaftler, Jeremi Wasintynski, aus der gesammelten Erfahrung eigener gründlicher Forschungsarbeit den Streit um die Volkszugehörigkeit und erklärt Copernicus vorbehaltlos als Deutschen. Er schreibt u. a. folgendes: „Die Familie Copernicus stammt aus dem heutigen Deutsch-Oberschlesien, aus dem Dorf Kopernik (lat. Copernik, deutsch Köppernig), dessen Name aus dem Wort Kopper, der Bezeichnung der niederdeutschen Kolonisten für Kupfer, gebildet worden ist. Tatsächlich befanden sich Kupferbergwerke in der Nähe... Wesentlicher für die Frage der Volkszugehörigkeit von Copernicus sind seine eigenen Familienverhältnisse, die Umgebung seiner Freunde und Bekannten. Gerade diese Umgebung hat ausgeprägt gutbürgerlichen und gleichzeitig deutschen Charakter... Die

wertvollsten Hinweise zur Bestimmung des Nationalgefühls von Copernicus geben uns seine eigenen Schriften und Aufzeichnungen. Vor allem muß man beachten, daß er einige eigenhändig in deutscher Sprache geschriebene Briefe und Denkschriften sowie viele Notizen hinterlassen hat, dagegen kein Wort in polnischer Sprache... Welche Folgerung muß man aus den angeführten Tatsachen ziehen? - Vor allem die: Man darf nicht behaupten, Copernicus sei ein gebürtiger Pole gewesen... Eine solche Propaganda würde der polnischen Kultur durchaus kein gutes Zeugnis ausstellen...“ (Der Auslandsdeutsche, 20. Jahrgang, 1937, S. 78-81, Verlag Karl Weinbrenner u. Söhne, Stuttgart.)

Diesem Urteil braucht nichts mehr hinzugefügt zu werden. Der Mythos vom „Polen Kopernik“ ist zerstückt und wandert nur noch hier und dort bedeutungslos als Aberglaube umher.

Copernicus' Werk in der Gegenwart

Wissenschaftlich gesehen hat Copernicus die schwierige Vorarbeit für Kepler und Newton geleistet und ihre Gedanken bereits angedeutet. In manchen Ausführungen des Thornerers finden sich sogar die Anklänge an die Newtonschen Gesetze der Gravitation; und, wie das Manuskript deutlich zeigt, noch dazu hat er bereits ausgesprochen, daß die Bewegung der Himmelskörper auf einer elliptischen Bahn vor sich geht, wie es Kepler später genau berechnet und nachgewiesen hat.

Weltanschaulich betrachtet, hat der wichtige Schlag, den Copernicus gegen das Mittelalter geführt hat, trotz der bereits vergangenen 400 Jahre noch nicht vollends seine Wirkung vertan. Rosenberg sagt dazu a. a. O., Seite 133:

„Noch immer haben es Millionen nicht begriffen, daß Copernicus, der an die Stelle des statischen Weltbildes von der unbeweglichen Erdscheibe mit dem Himmel oben und der Hölle unten das dynamische der ewig kreisenden Sonnensysteme setzte, unsere gesamte kirchliche Zwangsglaubenslehre, die gesamte Höllefahrts- und Auferstehungsmythologie restlos überwunden, ein für allemal erledigt hat.“
Werner Dittschlag.

Das Größte dieser Weltgeschichte ist nicht aus Trägheit, sondern aus Leidenschaft geboren. Solange diese Erde steht, wurde noch kein Volk vom Sklavenjoch befreit, außerdem durch das Feuer heiligster Leidenschaft zum Widerstande und zur Freiheit.

Adolf Hitler.

Kampf der Geister

Stimme der Ahnen:

- Immanuel Kant** Niemals ist in der Welt etwas Großes ausgerichtet worden ohne Enthusiasmus.
- Johann Gottfried von Herder** Ohne Begeisterung schlafen die besten Kräfte unseres Gemütes, es ist ein Zunder in uns, der Funken will.
- Johann Wolfgang von Goethe** Wer handelt, darf nicht zweifeln, er muß vom Glauben an seine Zwecke, seine Ideale erfüllt und getrieben sein.
- Neithardt von Gneisenau** Der Mensch muß für eine Idee begeistert sein, wenn er etwas Großes leisten will.
- Johann Gottlieb Fichte** Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft.
- Otto von Bismarck** Die Kopfsahlziffern machen es nicht, wohl aber die Begeisterung machte es, daß wir die Schlachten gewonnen haben.
- Julius Langbehn** Die geistigen Ahnen des deutschen Volkes, die Vertreter seiner großen typischen Eigenschaften, die ihm überlieferten historischen Ideale — kurz, seine Helden sind seine Götter, mit denen und für die es kämpfen soll. Daß diese Heroen noch lebendig sind, daß man sie nur aufzurufen braucht, um ihres sieghaften Beistandes in der unvermeidlichen Geisteschlacht gewiß zu sein — das ist die schöne Wahrheit, die hell durch das Dunkel der geistigen Gegenwart leuchtet . . .
Für die nächste Zukunft des deutschen Geisteslebens gibt es daher nur eine Lösung: Bindet die Klingen!
- Friedrich Nietzsche** Ich begrüße alle Anzeichen dafür, daß ein männlicheres, ein kriegerisches Zeitalter anhebt, das vor allem die Tapferkeit wieder zu Ehren bringen wird! Denn es soll einem noch höheren Zeitalter den Weg bahnen und die Kraft einsammeln, welche jenes einmal nötig haben wird, — jenes Zeitalter, das den Heroismus in die Erkenntnis trägt und Kriege führt um der Gedanken und ihrer Folgen willen.

Stimme des Führers:

Jeder Kampf muß ausgekämpft werden. Besser ist es, er kommt früher, denn später. Und am sichersten steht immer noch, der von vornherein am zuversichtlichsten in den Kampf geht... Wer heute Führer ist, der muß ein Idealist schon deshalb sein, weil er die führt, gegen die sich scheinbar alles verschworen hat...

Die beste Waffe ist totes, wertloses Material, solange der Geist fehlt, der bereit, gewillt und entschlossen ist, sie zu führen.

Die Bäuerin schafft auf dem Felde — und wer betreut die Kleinen?

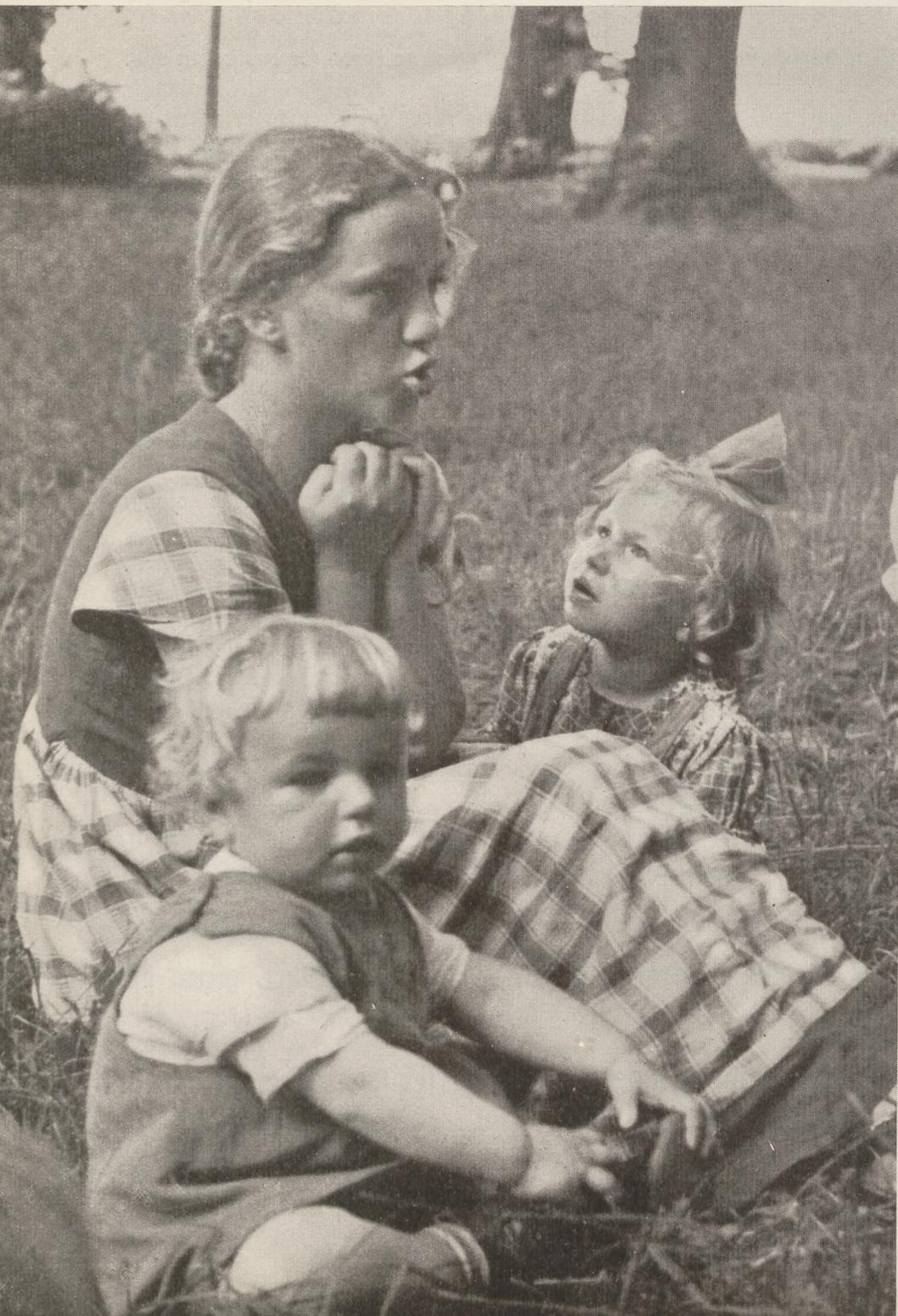
Ein schmuckes Haus inmitten der niedrigen einstöckigen Bauten des Grenzlanddorfes, am hellgestrichenen Zaun ein großes, glänzendes Schild „NSV.-Kindergarten“. Wir sind am Ziel.

Helle Kinderstimmen tönen uns entgegen. Und da sitzen sie schon, die kleinen Sänger: drei-, vier- und fünfjährige Wuscheltöpfe, flachsblonde, braune und schwarze Buben und Mädels, große und

kleine im bunten Durcheinander, und mitten unter ihnen die Kindergärtnerin mit der Ziehharmonika den gemeinsamen Gesang begleitend. Frische, Sauberkeit und Helle, das ist der erste Eindruck, den wir empfangen. Hell und licht sind die Räume, hell und sauber sind die Möbel, all die kleinen Tische und Stühle, die vielen schönen Spielsachen, blitzsauber und ordentlich sind die Küche und der Waschraum mit den in langer Reihe geordneten Seiflappen, Mundspülgläsern, Zahnbürsten und Handtüchern. Lustig anzusehen die bunten Bilder, die Hühnchen, Kälbchen, Pferde und Ziegen, an denen die Kleinen, des Lesens noch unkundigen Benutzer ihre Sachen erkennen.

Doch nicht so sehr der vorbildlichen Einrichtung der NSV.-Kindergärten gilt heute unsere Aufmerksamkeit, als vielmehr der Kindergärtnerin selbst, der blonden Tante „Erika“. Aber wir erkennen bald, daß hier die Sache von der Person nicht zu trennen ist. Freilich, das Häuschen stand schon, als sie hier ihren Einzug hielt, die blonde Erika, und für die notwendige Einrichtung hatte die NSV. auch gesorgt. Aber alle die vielen Dinge, die dem ganzen Kindergarten seine besondere Note geben, die hat die Kindergärtnerin selbst besorgt, ja zum großen Teil selbst angefertigt. Da ist der kleine Spieltisch mit den vier kleinen Stühlen, denen man es nicht ansieht, daß sie aus ein paar alten Kistenbrettern gebastelt wurden, da ist der formschöne Holzleuchter mit den lustigen Holzfiguren, da sind die bunten Spieltiere, sie alle sind an langen Winterabenden selbst gefertigt. Sie alle sind sprechende Beweise der Liebe, mit der die junge Kindergärtnerin ihre Pflegebefohlenen betreut, mit der sie ganz in ihrer Aufgabe aufgeht.

Und während die Kinder still und fröhlich um ihre kleinen Tische sitzen und spielen, erzählt uns die Kindergärtnerin von



ihrer Arbeit. Ein wenig erstaunt guckt sie zuerst, als wir sie danach fragen, denn sie teilt sich ihr Leben nicht in Arbeit und Freizeit ein. Sie hat sich eine Aufgabe gewählt, deren Lösung sie restlos erfüllt und die ihr Freude bereitet.

Ihre Tätigkeit beginnt frühmorgens, wenn die Kleinen kommen, meist von den älteren, schulpflichtigen Geschwistern abgeliefert. Viele von ihnen haben einen weiten Weg zu laufen, und das ist im Winter bei den vereisten und verschneiten Feldwegen gewiß keine Kleinigkeit. Aber bei der Tante Erika ist es schön warm und hell, auch wenn es draußen stürmt und schneit, und außerdem hat sie auch dafür gesorgt, daß es zum mitgebrachten Frühstück einen Becher heiße Milch oder Kakao gibt. Bei Spiel und Singen und Geschichtenerzählen vergeht die Zeit bis zum Mittagessen im Fluge. Zum Essen gehen die meisten Kinder nach Haus, wer aber einen gar zu weiten Weg hat, der kann auch im Kindergarten essen, denn auch dafür hat die Kindergärtnerin gesorgt. Am Nachmittag sind sie aber wieder alle da und bleiben bis zum Abend, bis die Eltern oder die großen Geschwister sie abholen.

Wer aber glaubt, daß dies für die Kindergärtnerin ein geruhvoller Tageslauf sei, der weiß nichts von den großen und kleinen Nöten, die täglich an sie herangetragen werden. Da sind zum Beispiel die beiden Zwillinge, seit kurzem kommen sie erst in den Kindergarten, und sie sprechen kein Wort Deutsch. Die Eltern sind gute Deutsche, aber sie sind unter einer polnisch Sprechenden Bevölkerung aufgewachsen, und so wird zu Haus nur polnisch gesprochen. Nun lernen die Kinder im wahrsten Sinne des Wortes „spielen“ ihre wahre Muttersprache gebrauchen. Die Kindergärtnerin wacht darüber, daß sie sich trotzdem nicht ausgeschlossen fühlen aus dem Kreis ihrer Spielgefährten, mit denen sie sich kaum verständigen können.

Oder da ist der kleine Blondkopf, dem die NSV.-Schwester, mit der die Kindergärtnerin aufs engste zusammenarbeitet, eine ganz besondere Ernährungsvorschrift gegeben hat. Da muß nicht nur auf die Einhaltung der Vorschrift geachtet werden, die Kindergärtnerin muß auch regel-



mäßig die Mutter besuchen, um mit ihr alle Einzelheiten durchzusprechen.

Das Vertrauen der Eltern ist überhaupt ebenso wichtig, wie das Vertrauen der Kinder, aber - es ist schwerer zu erlangen. Geschafft wird es selbstverständlich auch, denn es gibt genug Gelegenheiten für die Kindergärtnerin, um auch mit den großen zusammenzukommen. Nicht umsonst ist die Erika die örtliche Führerin des BDM., hat sie es in kurzer Zeit erreicht, daß ihre Mädel für sie durchs Feuer gehen, nicht umsonst arbeitet sie mit der NSV.-Schwester Hand in Hand, die ja all die Sorgen und Nöte der Familien im Dorfe kennt, nicht umsonst hat sie sich dem Ortsgruppenleiter als Mitarbeiterin in der Parteiorganisation zur Verfügung gestellt. Und es ist denn heute so, daß keine Feierstunde der NSDAP. ohne die Mitwirkung der Erika und ihrer BDM.-Gruppe mehr denkbar ist, daß bei den Dorfabenden kein Lied gesungen, kein Volkstanz getanzt, kein Geleitwort gesagt wird, das nicht die Erika ausgewählt und eingeübt hätte. Mancher alte, längst vergessene Brauch ist durch sie wieder zu Ehren gekommen, und was die Alten nur zögernd und mißtrauisch annehmen, die Jugend nimmt es mit Begeisterung auf.

Ja, es ließen sich noch viele Dinge aufzählen, die von der Kindergärtnerin mit zu ihrem Aufgabenbereich gezählt werden, aber der Raum erlaubt es nicht. Viele, viele Kindergärten der NSV. haben



wir auf unserer Fahrt entlang der Ostgrenze unseres Gaues gesehen, in jedem Dorf, in jeder Stadt grüßten uns die hellen Schilder an den schmucken Häuschen. In jedem dieser Häuser aber ist ein solches deutsches Mädel am Werk, den Kleinsten Betreuerin, den Größeren Kameradin und den Erwachsenen Beraterin und Helferin . . .

Paul Born.

Die Grenzmark - Pommerns Ostfront

Die Grenzmark Posen-Westpreußen war die jüngste, kleinste und seltsamste von allen preußischen Provinzen. Sie war ein ausgesprochenes Rest- und Notgebilde der unmittelbaren Nachkriegszeit. Ihre Entstehung geht zurück auf den polnischen Aufstand, der am 27. Dezember 1918 in Posen entfacht wurde. Dieser Auflösungsbewegung stellte sich sofort die tapfere grenzmärkische Bevölkerung zusammen mit den unzureichenden Verbänden des Grenzschutzes in heldenhafter Abwehr entgegen. 2000 Tote kostete dieser Kampf für den Bestand eines Reiches, das damals kaum von der drohenden Zerreißen des deutschen Ostens Kenntnis nahm. Die bewaffnete Notwehr der Grenzmärker brachte das Vordringen der polnischen Insurgenten zum Stillstand vor einer Front, die von der Entente am 16. Februar 1919 mit einigen Änderungen zugunsten der Aufständischen als Demarkationslinie festgesetzt wurde. Wenn auch die Versailler Grenzbestimmungen vom 28. Juni 1919 dem Deutschen Reich noch einmal ungerechtfertigte Gebietsverluste diesseits der Demarkationslinie aufnötigten, so war doch durch die Gegenwehr der Bevölkerung das Verbleiben der Grenzmarkreste beim Reich erkämpft worden.

Diese Reste sahen merkwürdig genug aus. Zwei Drittel von Westpreußen und neun Zehntel von Posen waren verloren. Von den beiden großen blühenden Provinzen waren drei zusammenhanglose Fetzen übrig, über deren weiteres Schicksal keine Einhelligkeit der Auffassungen bestand. Sollten diese Reststücke als solche erhalten bleiben, oder sollten sie in den Zusammenhang anderer Provinzen eingegliedert werden, das war hier die Frage.

Für ihre Beantwortung wurde es entscheidend, daß durch Staatsverwaltungsakt vom 20. November 1919 die Regierung aus dem Korridor von Bromberg nach Schneidemühl zurückgenommen wurde. In dem von Bromberg an die Küddowbrücke in Schneidemühl versetzten Denkmal Friedrichs des Großen kommt diese Anknüpfung an die Bromberger Tradition noch heute augenfällig zum Ausdruck. Im Zuge dieser reinen Notmaßnahme lag es, daß dann durch das Gesetz über die Neuordnung der kommunalen Verfassung und Verwaltung in der

Ostmark vom 21. Juli 1922 die selbständige Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen mit der Hauptstadt Schneidemühl gebildet wurde. Als Erläuterung wurde verlautbart, daß aus zwingenden Gründen ideeller und wirtschaftlicher Natur diese Lösung geboten sei.

Aus dem größeren zeitlichen Abstand erkennen wir heute, daß diese Lösung die naheliegende und achtbare, aber rückwärts gewandte Reaktion auf das Versailler Diktat darstellte.

Man wollte auf diese Weise gewiß die Bromberger Beamten mit den im Osten gewonnenen Grenzerfahrungen für die blutende Grenzmark erhalten. Man wollte gewiß ebenso sicher verhüten, daß die schwer verletzten Provinzreste als Außenschläge die Stiefkinder großer Provinzen wurden, denen die Fähigkeit der besonderen Fürsorge für diese Gebiete abgehen mußte. Man wollte aber vor allem der Bevölkerung dadurch sichtbar den Dank abtatten für den heldenhaften Einsatz der Grenzschutzkämpfer, die für die Erhaltung dieser Provinzen eingetreten waren. Man wollte zugleich als Protest gegen das Grenzurrecht von Versailes für die deutsche Bevölkerung des abgetrennten Gebietes den völkisch-kulturellen Rückhalt an der Grenze errichten. Man wollte im Namen dieser politischen Realität eine große Tradition und einen ebenso großen Anspruch verewigen.

So wurde aus würdigen Beweggründen eine Provinz geschaffen, die in der harten Wirklichkeit des politischen Tages recht seltsam aussah.

Sie hatte mit 7715 Geviertkilometer und 338 000 Menschen etwa die Größe von Hessen und die Einwohnerzahl von Chemnitz. Bei der ausgesprochenen Bodenarmut und Entwicklungsunfähigkeit des Gebietes bedeutete aber der Aufbau einer eigenen Provinzialverwaltung für diesen engen Wirkungskreis einen kostspieligen Luxus, den sich die neue Provinz nicht leisten konnte, da sie nur 36 Prozent ihrer Ausgaben aus eigenen Steuereinkommen aufzubringen vermochte.

Das Bedenklichste aber war die Zersplitterung des Provinzialgebietes in drei räumlich ungünstig geschnittene Teilstücke ohne jeden äußeren oder inneren Zusammenhang. Wie die Fetzen einer zer-

schoffenen Fahne flatterten die Reststücke mit den Namen der ruhmreichen Ostprovinzen. Diese innere Zerstückelung war untragbar in einer Provinz, die von allen die verhältnismäßig längste Außengrenze hatte. Angesichts von 420 Kilometer Längserstreckung an der Ostgrenze des Reiches betrug die durchschnittliche Raumtiefe nur 18 Kilometer! Neunzehn Zwanzigstel der Provinz war damit reines auf sich selbst gestelltes Grenzgebiet.

Die geographische und geschichtliche Struktur brachte es weiter mit sich, daß die Ost-West-Schaltung aller Verkehrslinien die nun erstrebte Verbindung Nord-Süd außerordentlich erschwerte. Wer von Schlochau nach Fraustadt reisen wollte, der brauchte für den Weg zwischen diesen beiden Eckfeilern der Provinz Grenzmark mehr Zeit als für die Fahrt von Stettin bis München. Das erleichterte weder die Verwaltung noch der Bevölkerung die Abwicklung ihrer Aufgaben und führte bald dazu, daß der Norden der Provinz (Kreis Schlochau) die natürliche Anlehnung an Pommern fand, während der Süden (Kreis Fraustadt) sich immer stärker nach Schlesien hin entwickelte. Das Mißverhältnis der Nord-Süd- zur West-Ost-Ausdehnung der Provinz brachte es mit sich, daß sich über das Gebiet allmählich ein vielmäsiges Netz von Sonderverwaltungsbezirken legte. Es entwickelte sich eine derartig verwirrende Vielgestaltigkeit von Zuständigkeiten, daß jede geordnete Verwaltungstätigkeit lahmgelegt zu werden drohte. So war das Gebiet der Provinz Grenzmark u. a. allein drei verschiedenen Wehrkreisen zugeordnet.

Das Unglaublichste aber war der Bomster Kreis. Er zog sich als schmaler Gürtel in etwa 20 Kilometer Länge an der Grenze hin und war an der breitesten Stelle 10 Kilometer, an der schmalsten 2 1/2 Kilometer breit. Seine Verwaltung und Betreuung in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung aber lag fast durchweg außerhalb des Kreisgebietes. Etwa 30 maßgebliche Dienststellen lagen in Brandenburg und Schlesien verstreut, so daß die Bewohner erhebliche Kosten und Zeit aufwenden mußten, um überhaupt dahin zu gelangen.

So ergaben sich für die an sich schon wirtschaftlich empfindlich getroffenen Grenzmärker Erschwerungen, die, weil

sie zu vermeiden gewesen wären, als doppelt lastend und lästig empfunden wurden. Das wirtschaftliche Opfer stand zum ideellen Gewinn nicht im gesunden Verhältnis, und immer mehr setzte sich die Einsicht durch, daß die Größe der

Provinz ein „Nest“, der unbefriedigt ließ. Das „Fragezeichen“ an der deutschen Ostgrenze mußte verschwinden, weil es sich selbst immer stärker in Frage stellte.

Gewiß war manches Beachtliche für die Provinz Grenzmark getan worden,

die Zellen dem Ganzen zu dienen haben und daß eine schwache kleine Grenzprovinz die Gefahr eines politischen Lecks im Staatsschiff bedeuten kann.

So brachte das Jahr 1933 die Voraussetzungen einer Neuordnung, eines Umbaus des Staatsschiffes nach Verwaltungstechnischem Schottensystem.

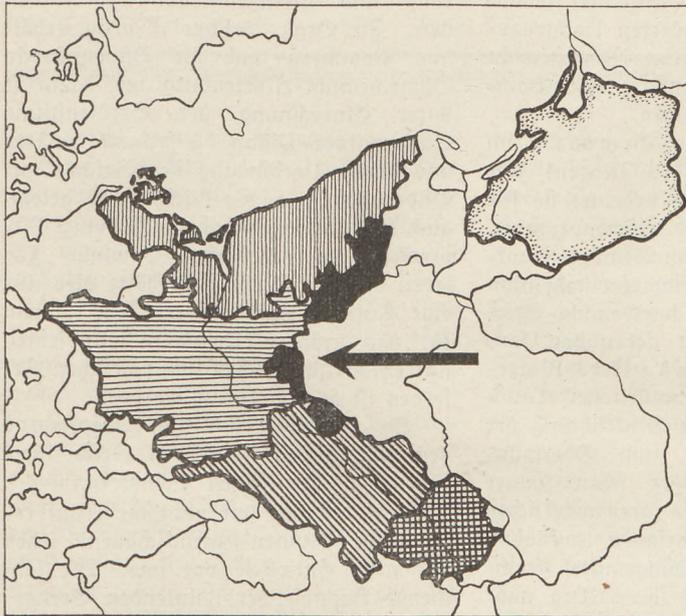
Man brauchte im Grunde auch hier nur aus Geschichte und Beispiel zu lernen. Das Reichsland Elsaß-Lothringen 1871 in der übernommenen Form bestehen zu lassen, war eine Kurzsichtigkeit des zweiten Reiches gewesen. Es hätte mit allen Mitteln der Verwaltungs- und Verkehrstechnik umgeordnet und aufgegrenzt werden müssen. Der Blick über die Grenze zeigte zudem, daß Polen die 1919 von uns gewonnenen Gebiete sofort in neue Woïwodschaften eingeteilt hatte, denen mit neuen Namen und als neuen Raumeinheiten eine neue Entwicklung gewiesen wurde, in die uns der vergleichende Einblick erschwert werden sollte.

Hatte das Dritte Reich nach der Rückgliederung des „Saargebietes“ auf die Dominanz von noch so großen Erinnerungen verzichtet, indem es das Gebiet in der Saarpfalz zu einer größeren stärkeren Einheit einschmolz, sollten die Provinzen Oberschlesien und Niederschlesien endlich wiedervereinigt werden, deren unheilvolle Trennung allein ein Produkt der zersplitternden Parteipolitik des zweiten Reiches war, die den einheitlichen schlesischen Raum gewaltsam zerschnitt, weil sie die Einheit des Ganzen geringer bewertete als die Unterschiede der Teile, so war es nur folgerichtig, daß auch die bröcklichen Trümmer der Grenzmark Posen-Westpreußen wieder in einem großen Betonblock zusammengebunden wurden.

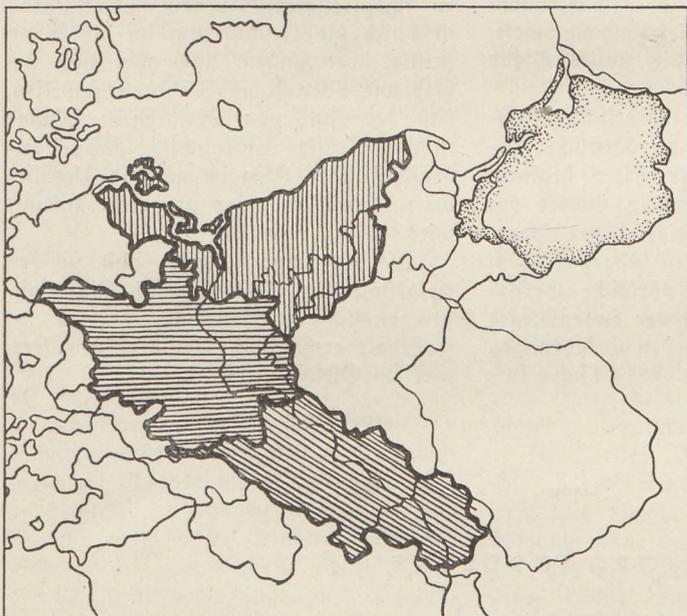
So kam es in Vorbereitung der späteren Reichsreform zu dem Gesetz über die Gebietsbereinigungen in den östlichen preussischen Provinzen vom 22. 3. 1938, durch das die volkspolitische Lösung der inneren Unausgeglichheiten energisch eingeleitet wurde.

Gewiß war die ideelle Grundständigkeit verlockend gewesen. Aber die „Traditionsprovinz“ hütete schließlich doch nur die Schalen des verlorenen Kernes als wehmütige patriotische Andenken und belastete damit jede schöpferische Neugestaltung. Das Dritte Reich hat den Mut gehabt, dem Trauergesolge des Gewesenen zum Trotz diese lebensunfähigen Zelltrümmer an größere Innenzellen anzuschließen und damit so lebendig zu durchbluten, daß sie vor dem Absterben und damit vor dem Abfallen bewahrt

Die Ostgrenze



... vor
der Bereinigung



... nach
der Bereinigung

Provinz und die Größe ihrer Aufgabe besser aufeinander abgestimmt werden mußten. Die Isolierung einer schmalen Peripherie war mehr als ein Kuriosum. Sie barg die Gefahr, daß der Grenzmark diesseits der Grenze zu wenig und jenseits der Grenze zu viel Beachtung geschenkt wurde. Schließlich war ja für mehrere Interessenten die Traditions-

vieles Erfreuliche aus ihr selbst entwickelt. Aber alle noch so „dankenswerten“ Einzelmaßnahmen der „Reichsregierungen“ vor 1933 haben die tiefen Wunden der Grenzmark nicht zu heilen vermocht. Es fehlte vor 1933 der Blick aufs Ganze und der freie weite Blick nach vorwärts.

Schließlich mußte eingesehen werden, daß auch im Bau des Staatsorganismus

sind. Als große, lebensfähige, abwehrfeste Zelleneinheiten wurzeln sie nun tief im Volkstörper. Wie sonst, so gilt auch hier das Wort, daß alles, was selber kein Ganzes zu sein vermag, sich als dienendes Glied an ein Größeres anzuschließen habe.

Die Neuordnung vom März 1938 stellte wieder ein einheitliches Schlesien her, dem der südlichste Grenzmarkkreis Fraustadt eingeordnet wurde. Die mittlere Grenzmark wurde der Provinz Brandenburg mit der neuen Hauptstadt Frankfurt (Oder) zugeteilt. Die nördliche Grenzmark wurde um vier Kreise vergrößert (Arnswalde und Friedeberg von Brandenburg, Dramburg und Neustettin von Pommern). Man hatte zwar einmal in Erwägung gezogen, sie an die Provinz Brandenburg anzugliedern. Damit wäre sie aber der schmale Ostflügel einer sehr großen Zelle geworden. So wurde sie aber mit Wirkung vom 1. Oktober 1938 der Provinz Pommern angegliedert und fand damit einen Rückhalt, wie er durch keine andere Lösung hätte geboten werden können.

So fanden die drei Teile der früheren Grenzmark den ihrer Lage entsprechenden Anschluß. Vor allem aber hat der neue Regierungsbezirk Schneidemühl gewonnen.

Zu den Vorzügen der Größe und Geschlossenheit der neuen Gebiete tritt die Tatsache, daß der Kern der alten Grenzmark, der Regierungsbezirk Schneidemühl, an seiner längsten Basislinie Anschluß an Hinterland bekommen hat. Nicht auf schmale Seitendeckung nach Westen, sondern auf breite Rückendeckung nach Norden kam es hier an. Nur so können Pommern und Schlesien als starke Flankenposten an dem Wege Bentschen-Berlin die Wacht halten. Nur so konnten alle

drei Teile der Grenzmark aus ihrer schmalen Grenzleistenform in mächtige Blöcke umgegossen werden, die allen Anforderungen an Raum, Menschen und Wehr genügten. Zugleich wurde damit der ostpommersche Steg um ein wertvolles Glacis verbreitert, dessen Hauptverkehrslinie, die Ostbahn, parallel zur Nezegrenze verläuft. Durch die Neuabgrenzung in der veränderten Nachtragsfassung ist das gegenseitige Raumbgewicht der Provinzen Brandenburg und Pommern glücklich ausgewogen.

Hätte die nördliche Grenzmark im Raume Brandenburgs 13 Prozent Flächenanteil dargestellt, so bedeutet sie für das neue Pommern 16 Flächenprozent. Der Entfernung Schneidemühl-Frankfurt (Oder) mit 170 Kilometer steht nicht einfach die Luftlinie Schneidemühl-Stettin mit 150 Kilometer gegenüber, sondern die Wasserstraße Neze-Warte-Oder im Zuge des natürlichen Landschaftsgefälles lenkt die Blickrichtung der nördlichen Grenzmark zum Odermündungshafen Stettin, der schon immer einen großen Teil des grenzmärktischen Getreide- und Holzverlades aufnahm, wofür hier vor allem Düngemittel stromauf in die Grenzmark ihren Weg nahmen. Aber auch im Eisenbahngüterverkehr der Grenzmark nahm bisher Pommern als Lieferant die vierte, als Empfänger sogar die zweite Stelle ein.

Im übrigen ist die Oderlinie erfahrungsgemäß die große norddeutsche Klimaschranke, an der der Osten beginnt. Brandenburg gehört diesem Gebiet der langdauernden beständigen Frostsperr zum kleinen, Pommern dagegen zum großen Teil an. Die nördliche Grenzmark erlebt den Winter der Lauenburger Kälteinsel, der sie auch den Erfahrungen und Hilfen der Landwirtschaft =

lich en Organisationen Pommerns nahebrückt.

Die Gebietskorrektur im Osten wurde dadurch besonders erleichtert, daß die früheren Bedenken gegen die Eingliederung der Grenzmark in eine andere Provinz wegfielen, nachdem Pommern ein Gau mit ausgesprochener Grenzerfahrung und Grenzeinstellung geworden war. Zu Groß Bosphol-Danzig erhält nun Pommern auch die Ostbahnstrecke Schneidemühl-Marienburg, und damit ist unter Einrechnung der Seedienstlinie Swinemünde-Pillau die gesamte äußere und innere Verbindung des Reiches mit Ostpreußen in eine starke Hand gelegt, auch für die vorgeschobene Provinz Ostpreußen ein erheblicher Gewinn. Für jeden anderen Sachwalter hätte dies nur eine Aufgabe nach anderen sein können, für das größere Pommern mit seinen starken wirtschaftlichen und völkischen Reserven ist es von Natur die erste.

So entwickelt sich nun entsprechend dem südöstlichen schlesischen Reichsflügel der nordöstliche Flügel Pommern.

Jetzt erst, wo wir nicht mehr auf romantische Ruinen zurückschauen, sehen wir neue Entwürfe vor uns. Die lähmende Hypnose der „blutenden Grenze“ verliert ihre Gewalt vor der Abwendung zu schöpferischem Aufbau. „Versailles“ ist durch die Neuordnung im Nordosten geistig überwunden, und nun muß sich hier wie überall die Wahrheit erweisen, daß der Kult von Verlorenem solange nutzlos Kräfte verbraucht, bis aus leidenschaftlicher Hingabe an das Verbliebene Dienst an einer größeren Zukunft wird.

Die Grenzmark findet nun in den tiefgestaffelten Reserven des Hinterlandes endlich den Rückhalt, der es ihr wahrhaft ermöglicht, Bollwerk des Reiches im Osten zu sein.

Kamerad Ake

WERNER JÖRG LÜDDECKE

Wind und Sonne hatten mein Gesicht gebräunt und meine Haare gebleicht, die Zeit hatte mein Gepäck in alle Richtungen zerstreut und meine Kleidung zerschissen. Ich hatte keine Zeit und kein Ziel in Finnland und ließ mich treiben: Viipurí, Valamo, die Kolihöhen und Saimaaseen...

Eines Tages ging ich über ein Moor und kam an einen See. An diesem See traf ich Ake.

Er stand plötzlich neben mir und wunderte sich. Denn - wie er mir später sagte, war ich der erste Mensch, den er seit dem Renttiermond im Herbst des Vorjahres erblickte.

Ake, ein Fiskerlappe schwedischer Herkunft, war früher einmal mit seinen Renttieren auf den Wegen gewesen. Aber nun war seine Frau alt geworden und die Herde in einem Jahr zusammenschmolzen bis auf wenige Stücke. Er

hatte nun eine Hütte am See, einen Einbaum und Neze. Er hatte auch immer etwas Mehl und Fleisch - und Wachs für Kerzen. Ich war sein Gast.

„Ja, Akes Frau, wartete vor der Hütte auf uns. Was für eine Frau! Ihr Gesicht war so alt, daß nur noch die Augen lebendig schienen, und ihre Gestalt glich einer Uraltin aus einer Sage. „Es ist gut, daß ich gestern die Kuchen nicht gebacken habe, Ake“, sagte sie. „Nun ist

Alles Leben ist Kampf, aber nirgends ist dieser Kampf so hart und so schwer, wie gerade im Grenzland: bestehen können hier nur Männer und Frauen, deren Gedanken und Wünsche das Volk in seiner Gesamtheit umfassen; daraus erwächst jene seelische Widerstandskraft, die ausharren läßt bis zum äußersten.

Franz Schwede-Coburg
Gaulleiter und Oberpräsident

noch Mehl genug da für unseren Gast." - Sie buk Kuchen für uns, während Ake das gute Zinngeschirr aus der Truhe herbeitrug und es auf den Tisch stellte. Es waren auch noch etwas Honig da und Krottbeeren aus dem Moor, Fisch und gedörrtes Rentierfleisch. Wir hatten ein festliches Mahl. Die Alten aßen wenig. Sie legten mir immerfort die besten Stücke auf den Teller.

Ich aß, denn ich war wirklich hungrig, und trank auch von dem Kaffee und rauchte den Tabak, den Ake mir gab. Dann war das Mahl beendet. „Willst du nun schlafen?“ fragte die Uralte. „Du wirst müde sein. Ich werde dir unsere Kammer richten. Ich kann dann auf der Ofenbank schlafen und Ake sich in das Boot legen. Nicht wahr, Ake?“

Aber ich war nicht müde. Ich hatte am Morgen jenseits des Moores in einem guten Schatten gelegen. So blieben wir denn sitzen und Irja nähte meine Jacke mit einem Hanffaden und einer Fischgrätennadel, die Ake selbst verfertigt hatte.

„Du bist ein Lette?“ fragte der Mann.

„Nein, ein Deutscher.“

„Ein Deutscher!“ rief Ake. „Hörst du, Mutter, er ist ein Deutscher. Ich habe da auch noch einen guten Schnaps, den muß ich gleich holen.“

Ich wehrte ab und wollte den Schnaps nicht trinken, weil er Akes letzter war. Aber er wurde fast böse. „Ich habe ihn von Olehonen, und allein mag ich ihn doch nicht trinken.“ Er goß Schnaps in zwei Tassen. „Skol“, sagte er. Wir tranken die Tassen aus. Es war wirklich ein guter Schnaps.

„Ich hatte auch einen Sohn“, sagte der Lappe dann unvermittelt. „Es war ein Soldat“, sagte er stolz und sah mich erwartungsvoll an. „Ja, ein Soldat“, nickte ich, „das ist eine gute Sache.“

Das lederbraune Gesicht des Alten strahlte. „Ja, das ist gut. Er war überall mit bei. Mit General Mannerheim und von der Goltz. Es waren alle dabei! Finnen und Schweden und Deutsche und Lappen.“

Ich sah aus dem Fenster, das ein wenig schief in der Wand hing. „Es sind viele für Finnlands Freiheit gefallen. Auch Schweden und auch Deutsche.“

Ake nickte. „Und auch ein guter Freund von meinem Sohn, der ein Deutscher war. Er hat dem Eino zweimal das Leben gerettet, daß er mir noch viele Jahre mit den Ren und den Fischen helfen konnte. Aber vor vier Jahren ist er in den Schnellen im Oulujoki umgekommen.“

Irja, die Uralte, war ein wenig in sich zusammengesunken und hatte die Augen geschlossen. Wir schwiegen eine Weile und rauchten von dem Tabak, der Ake gehörte. Dann sagte der Lappe: „Der Sohn von meinem Freund Olehonen ist jetzt auch für ein Jahr bei den Kameraden, bei der Infanterie in Turku. Nicht wahr, Mutter?“ Irja, die Alte, schlief. „Und ich war 1918 auch bei den Soldaten“, sagte Ake jetzt ganz leise, und er sah dabei aus wie einer, der sich schämt, von seinen Wunden zu sprechen. Du kannst ein Bild sehen, wo auch mein Sohn drauf ist und sein Kamerad, der Deutsche. Irja?“ Die Uralte rührte sich nicht. „Irja, geh doch in die Kammer unser Bild holen!“ Ake, der Lappe, beugte sich ein wenig vor und berührte die Alte leicht an der Schulter. Sie sank noch etwas tiefer in sich zusammen und schlief weiter. Ake sah sie an. „Ja“, sagte er dann leise: „Ich müßte dir nun das Bild selbst holen. Meine Frau ist tot.“ Irja, die Uralte, war gestorben. Ganz heimlich, ohne daß wir es gemerkt hatten. Ake nahm das kleine Bündel auf den Arm. Seine Augen waren ganz schmal und sein Gesicht gelb wie Wachs. „Ja. Nun werde ich immer einsam sein“, sagte er. Er wandte sich um und trug die Tote in die Kammer. Ich blieb allein sitzen bis lange nach Mitternacht. Da kam er zurück. „Du mußt nicht böse sein, daß ich dich vergaß. Ich hatte zu denken. Und hier ist auch das Bild.“

Er legte die vergilbte Photographie auf den Tisch. Was für alte Hände er hatte! Er war wohl schon über neunzig Jahre... Wir saßen den Rest der Nacht

vor der Hütte und sahen über den See gegen den hellen Himmel. Es war warm und die Fische sprangen gut. Manchmal kam von Osten herüber ein Geruch von brennenden Wäldern. Gegen Morgen schlief ich etwas ein und wachte erst auf, als die Sonne schon über den Wäldern stand. Ich ging in das Haus. Ake war fort - und auch Irja, die Uralte. Ein Zettel lag auf dem Tisch. Ich wunderte mich sehr: Ake, der Lappe, konnte schreiben.

„Lieber Kamerad Deutscher!

Du magst das Fleisch und die Fische essen. Es ist auch noch Honig im Topf und Wachs da für eine Kerze. Du magst dir auch Fische fangen, die Ruten sind in der Kammer. Ich bin über den See und will meine Frau Irja nach Joenii bringen, wo ein Friedhof ist. Ich wünsche Dir eine sehr gute Reise.

Kamerad Ake.“

Ich trat vor die Tür. Da draußen schwamm der Einbaum. Ake stand ketzengerade gegen den blauen Himmel und wriggte mit dem Ruder. Hinten am Steuer lehnte ein kleines Bündel. Das mochte Irja sein, Akes Frau. Sie fuhren, und das Wasser, das grün und still vor ihnen lag, wurde hinter ihnen zu einem Strom von gleißendem Gold. Ich winkte. Aber Kamerad Ake sah geradeaus - und die Uralte schlief ja. Da ging ich in die Hütte zurück. Ja, es waren noch Fleisch und Fische da - und auch Honig und Wachs. Ich nahm von allem, denn Ake wäre sonst böse gewesen. Und ich fischte auch, während ich auf seine Rückkehr wartete, und hatte allerlei Arbeit mit dem Haus und dem Schuppen. Aber Ake kam nicht mehr. Ein anderer Mann kam. Er hieß Olehonen.

„Wo ist denn Ake?“ fragte ich ihn.

Der Mann wies nach Norden. „Ake hat sich drei Keks gekauft und ist wieder auf den Wegen.“

Es traf sich so, daß an diesem Tag gerade ein guter Wind aus den östlichen Wäldern kam. Mit dem zusammen zog ich am Abend weiter, den westlichen Strömen zu.

HERYBERT MENZEL:

Gesicht meiner Heimat

Wenn mich der Reiher erspäht aus dem Schilf eines Seerandes, wenn ich allein ihm so nahe kam wie nie mit anderen Menschen, wenn unser Herz schlägt, meins wie das seine, oh, dann bitte ich ihn: bleib und vertraue mir, mir wie dir ist dies Heimat. Aber nun hebt er sich auf mit breitem Flügelschlag und fliegt dahin in silberner, schlanker Schönheit, ein Traum, den Inseln zu, auf denen er horstet.

So ergeht es mir mit den Kranichen auch, die noch viel scheuer sind. Doch ich treffe sie immer wieder so. Bisweilen auch fliegen sie, viele silberne Pfeile, über die Wälder und Seen, die noch verborgen sind.

Unsere Landschaft - die Landschaft der Grenzmark Posen-Westpreußen - ist schön. In der Geschichte lebt sie so dunkel fast wie in der Sage. Die Chronisten beginnen erst. Und nun in jüngster Zeit erst läßt sie häufig uns Kunde tun in



Zu unseren Bildern:

Grenzmärkische Landschaft

Eisfischer

Alte Grenzbauern

Aufnahmen: Herzberg

Armen und Gräbern der Vorfahren, die uns wie Grüße sind von den Goten und anderen Germanenstämmen, die vor Jahrtausenden hier lebten.

An einer der Nekebrücken steht ein steinerner Ordensritter auf Wacht. Und auch das Standbild Friedrichs des Großen ist mehr denn Stein. Wir aber, hart an der Grenze, haben es nah zu den Gräbern derer, die unserer Heimat sich opferten, nach dem Weltkriege noch, als hier der Grenzkampf entbrannte, der uns so vieles dann nahm.

Von der Zeit sind wir noch heute überschattet. Und ein jeder verspürt es wohl, der zu uns kommt.

Dies ist die Landschaft der Mütter, die ihre gefallenen Söhne in Nächten rufen hörten und während des Kampfes noch suchen gingen und zurücktrugen in die Stadt.

Es klingt vieles wie Sage schon wieder. So auch bleibt alles in dieser Landschaft verschlossen.

Man muß hier aufgewachsen sein, um das ganz zu verstehen. Man muß hier viel allein gewesen sein mit den Seen und Wäldern. Und man weiß dann alles, was einem keiner mehr sagen kann. Aus dem Rosakenberg trommelt es dumpf, wenn uns Gefahr droht, und die Schimmel ohne Köpfe umjagen das gefährdete Land.

Es liegt weit unter dem östlichen Himmel, Dörfer und Städte sind bald aufzuzählen, nicht so nachbarlich wie anderswo rücken die Gehöfte zusammen; in den Hauländereien muß man schon oft weit ausspähen, um den Nachbarn zu finden. Bisweilen entdeckt man ihn nur so, wie man den Reiher aufstört.

Langsam gehen die Menschen durch ihren Tag, aber sie wissen von draußen und drüben jenseits der Grenze. Sie sind zumeist Bauern und Akerbürger. Sie tragen ihr Grenzschicksal, ihre Heimat ist mehr für sie als nur Erde, die bebaut sein will, und sehen sie Wolken und Sturm aufsteigen und näherrollen, so ist das Erinnern in ihnen daran, wie oft sie hier standen und ein ander Wetter düster heranzog für eine ganze Welt. Sie tun ihre Pflicht, aber sie fühlen sich zu mehr verpflichtet, sie erfüllen ihr Leben, aber es gehen mit ihnen die Vordeven, und es verlangen alles von ihnen, die nach ihnen kommen.

Sie sind arm, die hier wohnen, aber sie sind nicht bedürftig. Sie sind wach, aber sie sind auch von einer offenen Herzlichkeit. Gern sehen sie Gäste, und dann sind sie schon fröhlich mit ihnen und humorig. Sie erfuhren von dem Farbenspiel des Himmels und den vorüberziehenden Wolkengebilden Tiefes und

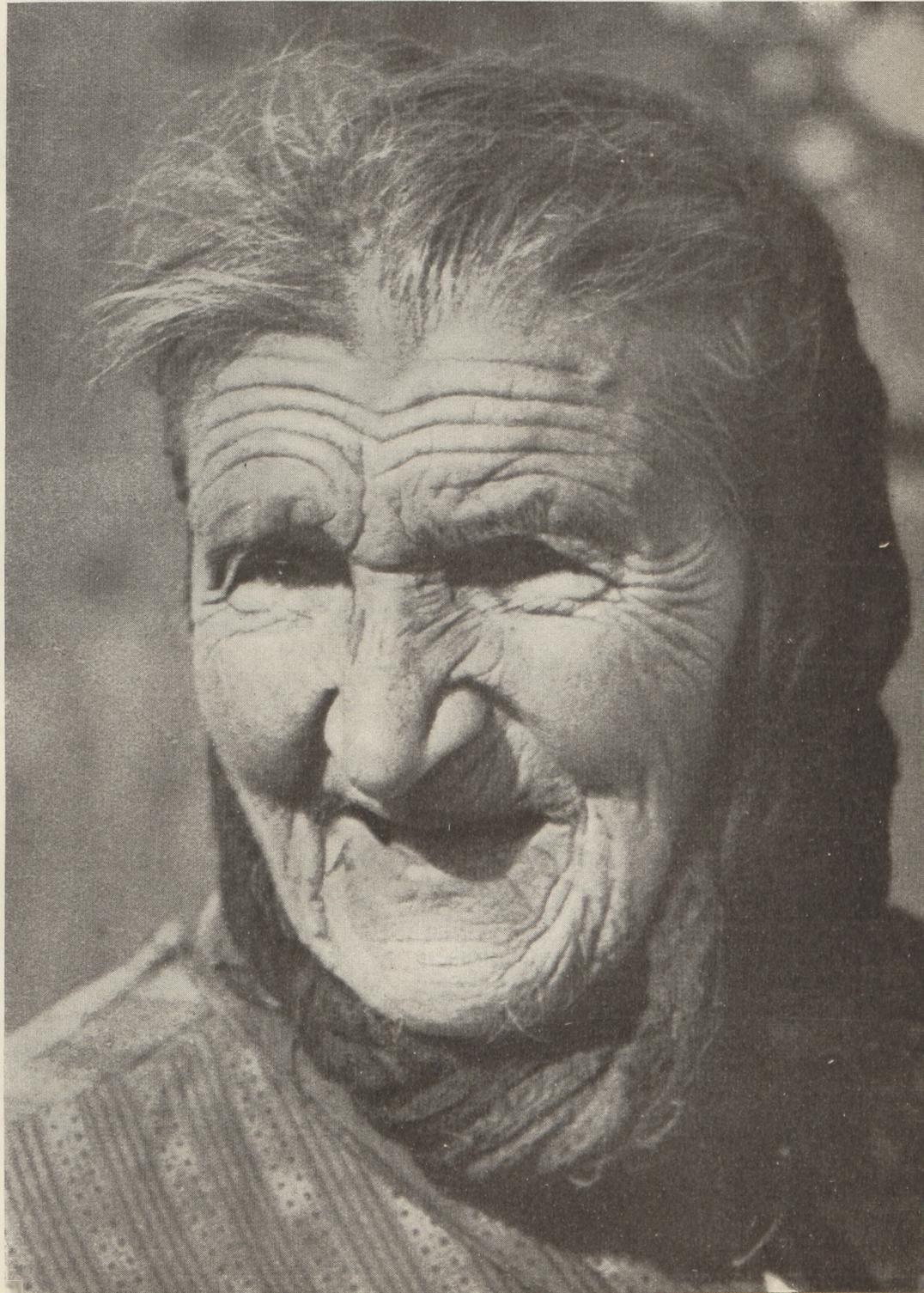
Gültigeres als die in den großen Städten von allem bunten Getriebe. Meist wissen sie auch vom eigentlichen Leben mehr, denn sie sahen länger und klarer in alte und junge Herzen. Einer, der Weiden schneidet und flieht, hat auch mehr Zeit, alles recht zu besinnen. Sie machen sich nicht kleiner als sie sind vor den Fremden, darum glaube ich, ist es gut, mit ihnen zusammenzukommen.

Die Landschaft ist nirgends trostlos, wie man vielleicht denkt, auf den weiten Feldern stehen noch immer Büsche und Bäume mit sehr eigenen Gesichtern, und am Horizont dunkelt noch immer der Wald, die Landstraßen sind selten erst Chaussees; wie in den Sandwegen, wo

die Kraftwagen stecken bleiben, so offenbart sich in dem Gesicht des Bauern, der dazukommt, die ganze Verschmiztheit der Landschaft, die sich noch immer nicht ganz erobern ließ; sie muß auch erst eigentlich noch entdeckt werden in ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit.

Noch die größeren Städte sind dörflich beschaulich, und die Bauten, die aufmerken lassen, findet man nicht so sehr in ihnen wie in versteckteren Dörfern. Deren dunkle Holzkirchen vornehmlich sagen dir etwas von der hier eigenen Schau.

Dies Land erlebt der Jäger wohl am besten, der die Rebhühner und Fasanen aufspürt, den das Rotwild lockt und die Ente. Der muß nun durch endlose Wei-





Im Nehebruch

Aufn : Götzing

denkulturen, über Brüche hinweg mit den Birken und hohen Wacholdern, um Moore dann; die Heide trifft er hier und dichte Wälder, weite Wiesen wieder und Fließe und Gräben und umschilften Fluß, auf lange schmale Halbinseln verliert er sich, und dann tun sich weit die Seen vor ihm auf, er fährt mit dem Kahn durch das Schilf, und am Abend im Dorfkrug, wenn er die Sagen- und Spukgeschichten hört und auch bei politischen Gesprächen mittut, die bei der nahen Grenze und dem Jöllner am Tisch nun doch ein wenig bemerkenswerter sind, dann fühlt er sich auf einmal wie hier zugehörig, und dann ahnt er auch, warum es die Grenzmärker so wenig hinauslockt: sie haben hier alles,

die Frauen, die Männer, was ein Leben erfüllt und was es zur Sage macht.

Wir lieben unsere Heimat und geben sie nicht leicht preis um eines besseren Lebens oder Verdienstes willen. Es zieht auch noch jeden zurück. Denn wir sind alle noch Bauern, denn wir sind alle noch Fischer, und wir sind alle noch Jäger. Und könnten wir dies alles auch noch woanders sein, eins bleibt uns hier vorbehalten: auf Grenzwatch stehen und Kolonissator sein.

Der Fremde spricht uns oft von der Melancholie der Landschaft. Sie aber bedrückt uns nicht. Sie fängt uns wohl ein, und sie zieht uns nach in die Fremde, sie läßt uns nicht los, sie summt uns ihr

Lied, bis wir wiederkehren, aber sie bedrückt uns nicht.

Wie ist nun das Lied dieser Landschaft? Anders als das am Rhein, anders als das in den Bergen oder am Ufer der See. Es kommt aus den Wäldern her, wie ein großes Rauschen oder wie der Ruf eines Wasservogels am Abend oder wie die Musik eines Karussells hinter dem Riesenwalde im nächsten Dorf.

Wir lieben die Fahrt mit Pferden, zu Wagen und Schlitten, wir lieben das Schilfgrün im Frühling ebenso wie die Nebelmorgen und die weite Bräune der abgeernteten Felder mit den Kartoffel- und Rübenmieten und den hohen Getreideschobern. Unsere Landschaft gibt viel. Im März schon ernten wir. Da schneiden wir die rötlichbraunen, die grünen Weidenruten, bald mähen wir die Wiesen, während das Korn uns schon wächst, und ist auch das eingefahren, währt es so lange nicht, und wir laufen Furche um Furche ab hinter den sich drehenden Gabeln der Kartoffelmaschine, um auch hier einzuernten, dann kommt der Winter früh, und wo wir sonst nicht hinkommen, auf dem Moor ist nun Eis, und das Rohr wird geschnitten. In den Wäldern schlägt man das Holz.

Wenn mit ihren Wagen die Bauern zu Märkte fahren in unsere kleine Stadt, an jedem Freitag, dann wissen wir alle: dies gehört uns wie ihnen, und obwohl ich kein Bauer bin und keiner der Gutsbesitzer, ich bange um die Ernte so wie sie, und wenn da der eine auf dem Plake in den Kasten greift und an den Hinterbeinen eins der quietschenden Ferkel stolz in die Höhe zieht, ich freue mich mit ihm über all das rosane Leben aus seinen Ställen wie über die Karpfen und Schleie und Aale und Hechte im Zober des Fischermagens: dies alles ist Grenzmark, dies alles ernährt uns wie die mit Körben und Weidensesseln hochbepackten Leiterwagen, die zu gleicher Zeit und täglich aus der Stadt hinausfahren in alle Welt.

Dies ist unser Brot, dem gilt unsere Arbeit. Wald und See und Bruch und Schilf und schwebender Reiher, o Heimat in vielfältiger Schöne, dich lieben wir. Im Blick des Bauern, im Blick des Fischers, im Blick des Akerbürgers noch und des Beamten steht dein Schicksal als das eigene große. Wieviel noch mehr davon zu sagen wäre, du gebietest zu schweigen. Wer sehen will, der komme. Wer von dir mehr aussagen will, der tue wie du, in der Sage allein; die Wälder rauschen, die Seen lächeln besonnt, und der Reiher entschwebt und fährt nieder anderswo im Schilf.

Wi hebbt erumal „Theater“ speelt

Ollensford Kiekulkeboom von Fritz Sittman

Wenn fröher in't Dörp odder in de lütte Stadt mal „wat los“ was, taum Bispill: de Schüttengill' odder de Füerwehrrverein harr „Stiftungsfest“, denn müßt' dat mit'n Düwel taugahn, wenn bi disse passende Gelegenheit nich of „Theater“ speelt wör. De Minsch mag jo girn dat schinen, wat he nich is, un he nimmt of gor tau girn Wür' in'n Mund, de em nich fleden. - Wenn nu hier von en Dörp de Red' is, so bruukt sick keiner drapen föhlen. Ik weet, dat disse Art Theaterspeeleri Gott si dank immer mihr verswinnen deiht. Doch ick lad' mine leewen Lesers mal in, mit mi up enen Schüttenball tau gahn, wo noch en „richtig“ Theater“ nah de olle Mod' speelt wör.

Also in Poggenpool süll in'n Winter Schüttenball wesen. Un wil nu de Roggendörpschen all öfter Theater speelt harren, müßt' Poggenpool dörchut of sin Theater hebben. Wat leeg nu neger, as dat de Ladendeener vo'n Kräuger, en wiedgereisten Mann ut Berlin, de Saak in de Hand nehm. He föhrte also enes gauden Daags tau Stadt, wo he för sinen Herrn Prinzipal gräune Seep, Petroleum un wat weet ick intauköpen harr. Un bi disse Gelegenheit künn he so in't Warenhus, wo dat rein allens geew, en gaudes Stück utsäufen, woran de Roggendörpschen mal rüken können. De Roggendörpschen drögen de Nees' all so tau hoch vonwegen ehr' „Bildung!“

As de Kommis awends trügg keem, harr he denn of dat Richtige mitbröcht. „Das Geheimnis des Grafenhauses“ heet dat Stück. De Kommis harr, as he säd, dat Stück man so äwerflagen, äwer dat weer richtig! Vör allen künn he dorin mal so richtig wisen, dat he wat von „höherer Kunst“ verstünn. As ganz besünners swor wees' sick de „Rollenbesetzung“ ut. Denn dat schurig-schöne Stück speelte doch in en Grafenhuus. Von de jungen Dirns wull nu keen' de „alte Gräfin“ speelen, - de olle Dam', de sick mit Gewalt dorgegen streew', dat ehr' Döchtling Adelgunde den jungen Leutnant friegen wull. Keen' von de Dirns wull sick öller maken, as se all

was. Wat hülpe dat all, - den Schulden sin' Deinstüdn', de Anna Mau heiten dee un all bi Föhren un uterdem wat harthürig was, de müßt' dat dauhn! Mit de „Nebenrollen“, as dor was „Diener im hochgräflichen Hause“ odder „Kammerzose der jungen Gräfin“ güng dat of nich so licht. Den Grotburen sin' Tochter wull nicht de „Kammerzose“ sin, wil ehr sünst keener wat tau seggen un ehr Vadder noch zwei Spann Pier' mihr up'n Hoff harr as de Vadder von de „junge Gräfin“. Man de Kommis kreeg of dit in de Reih', indem he einen Vödrag von „höherem Kunstinteresse“ hollen dee.

Keen't möt noch vertelt warden: Dat de Gegenspeeler von den jungen Leutnant - en jungen Graf von F. mit veele, veele Schulden - dörchut de junge Föster sin wull, indem he sick in de ruuge Wirklichkeit all lang' mit de Schultendochter - hier de „junge Gräfin“ - strafeln dee. - Güng of allens ganz gaud. De Schauspielers lührten, dat ehr de Kopp rokete. Den Schulden sin Knecht harr den „Diener im hochgräflichen Hause“ äwernehmen, man Kopparbeit was he nich gewennt; un wat'n Wunner, wenn he awends bi't Lihren up sin' Hackelstift' immer insleep.

Bi de irst' „Leseprobe“ in de kolle Kraugstuw' kennte de Kommis dat Stück binah nich wedder. Den Schulden sin' Deenstüdn', wull ick seggen: die alte Gräfin - säd up alle Städen, wur se „nich“ seggen süll, immer „mir“, wil ehr „nich“ nich sin nauh vörkeem. Se leet sick dat of nicht utreden, mücht' de „Spielleiter“, wull ick seggen: Kommis, of noch so veel verbeter.

Keem of de Awend von de Generalprauw' ran. Allens wat recht was, - se harren all' gaud lihrt; un wem dat Stück nicht tau Harten güng, de harr eben enen Stein in'n Liew'. De junge Herr Leutnant, also de Kommis, un de junge Graf F., in dissen Fall de junge Föster, harren sick in't Stück all immer gegensidig bi de Uhren. Man in't Stück kreeg doch de junge Leutnant dat Mäten. Un wil nu ne richtige Verlawung nich ahn' enen richtigen Ruf speelt warden kann,

müßt' de Leutnantskommis de „junge Gräfin“ of enen updrücken, wat den jungen Föster dörchut nich gefallen wull. Man he harr ut „höherem Kunstinteresse“ nicks seggt. Bi de Generalprauw' harr de Herr Heutnant nu doch woll en beten tau „realistisch“ speelt, so dat em de junge Föster tau Red' stellte un up keinen Fall mihr as 'ne Amarmung erlauben wull. Un as he naast sin' Dien' nah Huus bröchte, säd he blot: „Anna! Lettst du di noch mal von dissen Bengel küssen, denn - denn geiht de Welt unner!“

Keem of de Awend von't Stiftungsfest. As de Buren ehr Veih un sick sülwen tau Nacht faudert harren, kemen se denn of mit Fru un Kind un Regel in'n Kraug. Na - nicks duert ja nu ewig -, endlich güng of de Vörhang hoch. Wat was dor nich allens in't Dörp tausamenborgt worden, dormit dat „hochgräfliche Boudoir“ en beten wurnah utseeg. De olle Lihrrers-



witwe harr ehr Vertiko herleint, harr äwer von Himmel tau Eer' beden, dat jo un so in acht tau nehmen, indem dat noch en Wihnachtsgeschenk von ehren Seligen was.

Den irsten Aptritt harr nu de olle Gräfin - wull ick seggen: Anna Mau. Harr se up de Prauwen ehren Dext gaud wüßt, so bleew se nu vör all' de veele Minschen hacken. Un de Smied'gesell',

de in'n Soufleurkasten seet, kunn sick de Rehl' utschriegen, - de Fru Gräfin bleew mit Tranen in de Ogen vör'n Soufleurkasten stahn, bet ut dat „Publikum“ de



olle Möller reep: „Riek! Anna Mau'sch hett sick dämlich!“ - Endlich keem denn of de „hochgräfliche Diener“, de sin' poor Sätz' ok rein utweit't harr, so dat de Smiedgesell' wedder bet in de hinnelste Saalek' tau hüren was.

Nu keem of Anna, de Schultendochter as „junge Gräfin“, un denn keem de Herr Leutnant, de all' annern de Kron' upsetten dee. Blot Schultenwadder,

de mal as Vizefeldwebel von de Soldaten afgahn was, säd bannig laud': „Wenn wi son' Leutnant vör de Front hatt harren, - de Kumpanie harr sick dotlacht!“ De Herr Leutnant dreihete immer an sinen Schnurrbart, de nich fast seet un dörschut äwer't Muul Platz nehmen wull. An denn lachten de Kinner un halw-wissen' Dirns immer dor, wo dat gornick's tau lachen geew. Man dat Stück güng wider; un endlich keem de „Höhepunkt“. Den jungen Grafen von F. wör de Döör wüßt, un de junge Herr Leutnant wull de junge Gräfin as sine Bruut in de Arm' sluten. De Graf was afgahn, - dat heet: he was nich afgahn, - he stünn achter de Linnwand un keek scharp up de Bühn'.

As nu de junge Leutnant sine Bruut wedder in alle Natürlichkeit enen updrücken will, kümmt de junge Graf, in Hemdsmaugen, wil he sinen Slippenrock all uttagen harr, wedder taum Hörschin un geew den Herrn Leutnant 'ne Mulschell', dat he rügglings mit'n Achtersten in de olle Schaulmeisterswitwe ehr Vertiko feel und beide Döören indrückte. Dat olle wormstakige Ding feel um un reet enen isern' Aben mit um, de vonwegen de Küll' up de Bühn' stünn. In't „Auditorium“ geew dat en Gesuch un Gekriesch, weck' schregen all „Süer“, un up de Bühn' harr de junge Herr Graf, wull ick seggen: Förster, - den Herrn Leutnantskommis unner sick liggen un döschte up em in. De olle un de junge „Gräfin“ harren tauirft „Huuuch“ schregen un harren sick denn mit enen Heft-

sprung äwer'n Soufleurkasten weg in Säkerheit bröcht. Durte ok nich lang', dunn kemen en poor Mann von de freiwillige Füerwehr mit'n poor Stallemmers vull Water un göten de gläugnigen Rahlen von de isern' Aben ut, wobi denn de Herr Leutnant, de sick noch immer nich



harr uprappeln künnt, ok en poor Emers vull von dat iskolle Matt afkreeg. - Un dit si de wohre Geschicht: Wi hebbt enmal Theater speelt!

Unser Glaube

HEINRICH ANACKER

Nicht im Zwielflicht dunkler Kathedralen
Wollen wir zu uns'rem Schöpfer beten.
Unter seiner Sonne gold'nen Strahlen
Woll'n wir offen vor den Herren hintreten!

Die durchs Leben geh'n in Weltverachtung,
Lästern Gott, da sie sein Werk verneinen.
Aber auch die müßige Betrachtung
Wird uns niemals nah mit ihm vereinen.

Gott verlangt, daß wir in hartem Ringen
Kühn und eigenschöpf'risch ihm begegnen.
Wenn wir Taten für das Volk vollbringen,
Wird er Meißel, Pflug und Schwert uns segnen!

Der Fahreneneid

Erzählung von Wolfgang Kraus.

(Fortsetzung und Schluß)

Unmöglich, zu denken, daß es deutsche Menschen gab, die nur die eine Sehnsucht kannten, sich dem russischen Höllenreigen einzufügen. Aber da stand es schwarz auf weiß in den deutschen Zeitungen. Zu fürchtbar war die Wahrheit! Und das baltische Land stürzte mit hinein in den strudelnden Wirbel.

Weit zurück lag wieder der Frieden, fern Woldohn und das Elternhaus. Der Vater war in Riga geblieben. Dort wüteten lettische und russische Bolschewiken und verwandelten die schöne alte Hansestadt in ein grauenvolles Massengrab. Kreuze über Kreuze säumten den Leidensweg der Balten. Ob der Vater noch lebte?

Aber der Rittergeist war mit flammendem Schwert wieder auferstanden. Die Enkel der Eroberer, Tropfen in der feindlichen Flut, verteidigten ihre Erbe und wuchsen an ihrer Verzweiflung zur Kraft des alles niederbrechenden Stromes. Nur Zeit war nötig. Doch wer hatte Zeit, wenn aus liebem und vertrautem Munde der qualdurchzitterte Schrei um Hilfe kam?

Durch einen ganzen Winter waren sie geritten. Jetzt kamen mit dem flimmernden Grün, das über den Wäldern lag, Mut und Hoffnung wieder. Vielleicht war es noch nicht zu spät. Die Kompanie der Baltischen Landeswehr, die Randell führte, endlich mit frei sich dehnender Brust im deutschen feldgrauen Waffenrock, war bunt zusammengewürfelt. Schüler, Studenten, Bauern, Lehrer, Gutsbesitzer, Kaufleute - eine in Meinung und Lebenswünschen vielfältig gespaltene Schar, heute fest zusammengeschmolzene Einheit, die der Wille vorwärts trieb, die Heimat zu retten.

Es ging auf Riga, das unter der Folter der entmenschten Henker verkrampft in Zuckungen lag. Tausende waren schon von aller Qual erlöst, Tausende bangten noch in Gefängnissen und Kellern.

Randell zog mit seiner Kompanie durch die in Schweigen erstarrten Wälder, durch die kleinen Städte, aus deren Fenstern verängstigte Menschen sich beugten, das Wunder der Errettung in ihren zerschlagenen Sinnen kaum begreifend, vorbei an den neuergrüneten Feldern, die trotz Tod und Schrecken nicht vergessen waren. Dieses Reiten war Sorge und Beglückung in einem. Liebkosend streichelte der Blick die vertrauten Weiten. Die Gespräche waren verstummt, kein Lied klang auf. Vor sich sahen die Freiwilligen einen fahlen Schein den Himmelsrand erfüllen, wie ein befehlendes Janal, als ob das Ziel schon in Flammen stand. Keine Zeit war zu verlieren, wollten sie nicht zu spät kommen. Und lag doch manche Raft noch dazwischen.

Von dem verlassenen Gutshof, dessen halb ausgebrannte Gebäude für die Nacht Quartier gaben, ging Randell in den schon abendlich sich verdunkelnden Wald auf Erkundung vor.

Die Spuren der Zerstörung deuteten auf die Nähe des Feindes. Ein Mann begleitete ihn. Alle hatten sich sofort gemeldet, doch er nahm nur den einen mit, den jüngsten, der erst vor wenigen Wochen der Prima entlaufen war. Er wollte seine Eltern retten, ihr Leben hing in Riga am losen Faden des Zufalls. Um jeden Schritt vorwärts fieberte seine Ungeduld.

Rechts und links vom schmalen Wege schlichen sie durch den Wald, das Gewehr schußbereit in der Hand. Als sie aus dem dämmerigen Schatten der Bäume auf den Wiesengrund traten, lag ein silberner Streifen vor ihnen, der Fluß, über den sie am nächsten Tage weiter mußten. Am Ufer waren sechs Männer bemüht, ein Boot loszumachen, das an der Kette schaukelte. Gewehre, mit der Mündung nach unten lose umgehängt, und rote Armbinden ließen keinen Zweifel, wer sie waren. Sie trugen Schirmmützen wie die Arbeiter aus den Rigaer Fabriken. - Randell rief sie aus der Deckung des Waldrandes auf lettisch an. Sie sollten die Waffen fortwerfen. Überrascht gehorchten sie sofort. Eine winzige Spanne der Überlegung war es nur, daß Randell sich klar wurde, unmöglich könnten sie zu zweit sechs Gefangene durch den inzwischen ganz in dunkle Tiefe gesunkenen Wald zurückbringen, - doch es genügte, um die Letten das Zögern des Segners fühlen zu lassen. Mochten sie an seine Stärke nicht glauben, mochten sie andererseits zu feige zum Angriff sein, diesem unsicher drohenden Zwang wollten sie sich jedenfalls nicht ohne weiteres unterwerfen. Ein kurzes Wort durchlief geflüstert die lauernden Gestalten, plötzlich duckten sie sich und waren im aufklatschenden Wasser verschwunden, das große Kreise gegen das tanzende Boot spülte. Auf dem hellen Spiegel trieben sechs dunkle Köpfe der Rettung drüben zu. Randell sprang zum Ufer, der Freiwillige hinter ihm drein. Beiden fuhr derselben Gedanke durch den Sinn. Wenn von diesen rasch kleiner werdenden Punkten, die mit der strömenden Kraft des Flusses dem Zugriff ihrer Hand zu entkommen strebten, jeder auch nur einer einzigen Gemeinschaft fähig war, dann lebten morgen in Riga sechs deutsche Bürger weniger, - und wieviele würden es sein!

Randell legte zum Schuß an. Ruhig kam neben ihm die Stimme des Jungen: „Ich habe den ersten links auf dem Korn.“ Dem Wort folgte der Peitschenschlag zweier Schüsse. Ein greller Aufschrei, zwei Köpfe versanken im Wasser, das sie schnell davontrug. Zwei Schüsse nahmen die nächsten hinweg, und als die beiden letzten drüben den Uferbord erklimmen wollten, stürzten auch sie getroffen in den Fluß zurück. Im nächsten Atemzug war alles still, als wäre ein häßlicher Traum verweht. Der Kahn schaukelte an der Kette, und der Fluß drehte seine kommenden, sich verjüngenden und zerfließenden Strudel abwärts.

„Alle neune! Alle Achtung, wenn es auch nur sechs waren!“ Randell atmete tief auf und schob die Feldmütze von der feuchten Stirn. „Lernt man auf dem Gymnasium so gut schießen?“

„Der beste Lehrer“, bekannte der Junge einfach, „ist die Liebe zum Leben. Wenn man weiß, man hat nur zu wählen, ob man Schütze oder Zielscheibe sein will, dann trifft man besser selbst.“

Sie warfen sechs russische Infanteriegewehre in den Fluß und suchten die Kompanie auf.

Die Nacht hatte frische Kraft in die müden Knochen gepumpt, als sie in der Kühle des heraufsteigenden Morgens die Sonne tief rot über den schwarzen Wäldern aufgehen sahen. Durch atemlos jagende Reiter bekamen die Freiwilligen Fühlung mit den Nachbargruppen. Die Anmarschwege nach Riga belebten sich. Fuhrwerke, Bauernwagen, beladen mit Mannschaften und Maschinengewehren, dazwischen deutsche Feldgeschütze, strebten mit aller Kraft, deren die kleinen struppigen Pferde fähig waren, gegen Osten, unbekümmert um die Schüsse, die rechts und links aus Hinterhalten und Verstecken fielen. Eine atemraubende Jagd.

Schlag auf Schlag ging es vorwärts. In den Schützengräben, über die Landeswehr, Freiwillige, reichsdeutsche Truppen und weiße russische Abteilungen im stürmischen Anlauf hinwegsetzten, häuften sich die Toten in den langen braunen Mänteln. Gefangene wurden nicht gemacht. Die Roten fluteten zurück. Auf den Nachbarwegen sah man ihre dichten Kolonnen. Einerlei, keine Zeit zum Überlegen, mitten hinein! Wie eine Flamme fraß sich die deutsche Stoßkraft durch den immer schwächer werdenden Widerstand der Bolschewiken.

Wie weit noch? Niemand rechnete mehr die Entfernung aus, kein Gedanke war dazu frei, die Strecke zu messen. Auf einmal ein Schrei aus hundert Kehlen. Da vorne tauchten über flachem Weidengebüsch im Dunst die Türme von Riga auf, die Jakobikirche, der massig gedrungene Dom, Sankt Peters schlanke, vierfach gegliederte Nadel. Kein Befehl hätte jetzt den Sturm der jungen Herzen mehr halten können. Sie hielt auch keine Gegenwehr. Wohin sie trafen, warfen die Roten ihre Gewehre fort, flüchteten nach allen Seiten, taumelten zu Haufen in das letzte Nichts.

Vor dem Ansturm spannte sich der langgeschwungene Brückenbogen über das breite Band der ruhig strömenden Düna. Kein zögerndes Halt! Hinüber! Hundertzwanzig Kerle nur, die so weit voran gekommen waren. Sie schafften es. Unter ihrem Anlauf brach die unschlüssige rote Verteidigung, sobald sie frei vor dem Schuß lag, haltlos zusammen.

Hinein in die Stadt. Das leere Pflaster hallte wider von Lauf und Hufschlag. Fenster sprangen auf im fassungslosen Jubel. Weinende Menschen stürzten auf die Straße. Noch knallten feige Schüsse aus Verstecken und von den Dächern. Weiter! Zur Zitadelle. Dort lagen Deutsche lebendig begraben. Eine einzige Minute des Zögerns konnte ihnen den Tod durch die Nachflucht der Roten bringen.

Zu zählen waren die wenigen Feldgrauen, allein im Meer der großen Stadt, als sie die Zitadelle erreichten. Hinter den Gittern ein vielhundertstimmiger Schrei, ein Aufheulen von letzter Bangnis, noch nicht verbrauchter Wut und zitterndem Glück, das an die Wirklichkeit der Stunde nicht zu glauben wagte. Die Wächter waren in wilder Flucht davon.

Randell drang unter den erster in den alten Bau ein. Mit Handgranaten wurden die Türen gesprengt. In rasender Eile fielen Gitter, brachen Ketten, aus Zellen und Löchern quoll es heraus, Männer, zerlumpt und mit verwilderten Haaren und Bärten, bleiche Frauen, im starren Blick noch die wahn-sinnige Angst. Randell stürzte an ihnen vorüber, er sah sie

kaum. Suchend streifte er Zelle um Zelle ab. Bis er vor ihr stand, an die er in langen Jahren gedacht hatte, ohne sie ver-gessen zu können. „Sabine!“ Er schrie sie an, die ihn in blasser Glückseligkeit wie ein Wunder wortlos betrachtete. Und plötzlich war das Du wieder da, das eine einzige kurze Stunde ihnen geschenkt hatte, es stand unvergänglich im hellen Licht, wie aus einem verschütteten Keller emporgehoben.

„Du lebst! Ist dir etwas geschehen?“

„Nichts, ich sehe nur dich.“

„Wo ist der Vater?“

Sie blickte starr an ihm vorüber und neigte den Kopf.

Da wußte er, daß der Augenblick, der ihm einen Menschen wiedergab, den andern Menschen nahm. Sein Grab würde er wohl niemals finden. Die Roten kümmerten sich nicht um Begräbnisse, sie pfl egten keine Friedhöfe. Jrgendwo mochte der arme alte Vater verscharrt worden sein. Nun war die ganze Heimat das Grab seiner kindlichen Liebe.

Das Wunder wurde Wirklichkeit. Eine Handvoll junger deut-scher Männer hatte die Stadt befreit. Zersto-ben war der blutige Spuk. In Rußlands unbegrenzte Weiten flutete das Grauen zurück. Aber schrecklich waren die Spuren, die es hinterließ. Als Sabine Reinert wieder zu Kräften gekommen war, daß sie erzählen konnte, erfuhr Randell nach und nach, wie bald nach dem Zusammentreffen mit dem Vater beide durch die herein-brechende rote Sturmflut von allem abgeschnitten wurden, wie sie Wochen und Wochen in wechselnden Verstecken um ihr Leben gezittert, bis der rohe Griff der mitleidslosen Henker sie doch gepackt hatte. Fünf Monate in Todesangst und Schrecken, jeden Tag den Nord vor Augen. Sie konnte nicht weiterprechen, als sie den Abschied vom alten Baron schildern wollte. Er hatte, wie andere Gefangene in schonendem Mitgefühl berichteten, nicht lange gelitten. Daß sie selbst nicht unter den 3654 Namen war, die Ostiens brennender Atem von der Tafel des Lebens gelöscht hatte, dafür war sie jetzt in ewigem Dank dem ver-bunden, dem sie sich vor fünf Jahren mit raschem Abschied hatte entziehen wollen, um ihm nichts verdanken zu müssen.

Sie fügte ihm die Hände um den Hals. Und während sie noch, stumm lächelnd wie im Zweifel, den Kopf schüttelte, als er sie bat, sie möchte ihm helfen, den Weg nach Hause zu finden, stand schon schen ihr Ja zwischen den leicht geöffneten Lippen.

Dem weißen Licht des reifen Sommertages, das über die Wege zitternd den Schatten der Bäume nachzeichnete, wandte das Gutshaus von Woldohn sein in allen Jahren unverändertes Gesicht zu. Randell stand auf den Stufen unter dem Säulenvorbau. Er hatte den Arm um die Schultern seiner jungen Frau gelegt und blickte zu den nahen Wirtschaftsgebäuden hin-über, aus denen Pferdescharren, dumpfes Muehen der Rüge und Klappern von Geräten und Eimern klang. Das alles gehörte ihm nicht mehr. Enteignet war der väterliche Besitz, nur das große Haus und wenige Morgen Land blieben ihm. Als Rest-gut, wie die lettische Regierung in Riga das nannte. Jetzt mußte der große Blumengarten unter den Pflug, das Gewächshaus wurde Kuhstall, und auf dem Tennisplatz würden schon im nächsten Jahr Kartoffeln wachsen. Doch gleichviel, ob Hohn und Andank, die Befreiungstat der baltischen Jugend lohnte, ob das Werk deutscher Kultur im neuen Staat nur noch Mu-seumswert behalten sollte, - der Geist, den die rote Flamme nicht hatte verzehren können, saß fester und tiefer, als das kalte Rechen-spiel der Politik zugeben wollte.

„Jetzt, da alles so knapp und eng geworden ist“, wandte er sich zu Sabine, „hätte ich dich nicht hierher führen dürfen.“

Ein verstehendes Lächeln war die Antwort. Dann sagte sie: „Glaubst du, der Reichtum, der nun vergangen ist, wäre mir eine bessere Heimat geworden?“

„Statt dessen bist du in ein Bauernhaus gekommen.“

„Ist das denn nicht viel mehr wert, dort wieder anzufangen, wo die Väter ihre ganze Kraft erprobt und bewiesen haben, als sich in den bequemen Polsterstuhl des ererbten Wohlseins zu setzen? Ist es nicht schöner, der erste zu sein als einer von vielen, der vielleicht der letzte ist?“ - -

Als sie am Abend im milden Lichtkreis der gelb flackernden Lampe auf dem runden Rasenplatz unter den Birken saßen, entnahm Randell seiner Brusttasche zwei Briefe.

„Ich habe dir die Post, die heute kam, noch nicht gezeigt. Sie bringt Wichtiges. Ich kann das Restgut vorteilhaft verkaufen und im Reich, in Deutschland ein bescheidenes neues Dasein aufbauen.“

Sie sah ihn prüfend in die Augen. „Nein, diese Frage von dir birgt auch schon in sich die Antwort. Du willst ja gar nicht fort, du fragst nur, um von mir zu hören, daß ich so denke wie du. Deutschland hat schon zu viele, die es nicht ernähren kann.“

„Ist es nur das? Ich denke oft, unser altes Vaterland, das so zerrissen und erniedrigt ist, braucht heute jede unverdorrene Kraft und jeden unverbogenen Sinn.“

„Das deutsche Volk, das vier Kriegsjahre überstanden hat, wird auch aus diesem Taumel von Entmannung und Verschwendung wieder herausfinden. Die Männer, die im grauen Rock alles durchgemacht haben, was Entbehren heißt, werden einen längeren Atem haben als das Geschwätz in den Parlamenten. Auf seinem Platz stehen, auf seinem Posten standhalten, das

ist deutsche Pflicht. Was soll aus der Heimat werden, wenn sie von allen verlassen wird?“

Randell nahm lächelnd ihre Hand. „Ich wollte nur, daß mein Entschluß von dir selber ausgesprochen wird, bevor du ihn weißt. Nie habe ich ernstlich daran gedacht, von hier zu scheiden. In der Zukunft, die ich zu sehen glaube, ist auch draußen außerhalb der Grenzen des Reiches jeder Fußbreit Boden, auf dem noch ein Deutscher wurzeln kann, eine Stellung in der Front, die bis zum letzten Atemzuge gehalten werden muß. Ohne die festen Grundmauern der deutschen Kultur müßte der Grenzwall gegen die Steppe Asiens zusammenbrechen. Ich habe einmal auf eine fremde Fahne geschworen. Ich habe den Schwur gehalten. Heute fühle ich in meiner Brust den Eid glühen, den mein Mund niemals zu Worten geformt hat, den Fahneneid der Reiter, die deutsche Gesittung und Arbeit, das Vorrecht des überlegenen Könnens und des höheren Sinnes nach Ostland trugen und mit der Zaubermacht ihres Fleisches Städte und fruchttragendes Land aus den dunklen Wäldern schufen. Von ihrer Art kann ich nicht lassen. Du hast aus freiem Willen entschieden wie ich, nun bleibe ich mit dir zusammen da, wo meine Vorfahren gekämpft und gebaut haben. Leicht wird es uns nicht gemacht, aber schwerer noch wäre es, sich selber untreu zu werden. Laß unsere größte Sorge die Hoffnung sein, daß wir unser Werk einmal in Hände legen dürfen, die es fortführen, wie unser Blut es zu beginnen befaß.“

Tiefe Stille war ringsum. Vom nahen Walde strich ein Hauch kühlerer Luft heran. Fern im Teich quarrten die Frösche, leise summten die Mücken um die Lampe. Ein Falter schaukelte zum Licht, doch bevor er sich die schimmernden Silberflügel versengte, scheuchte ihn Sabines Hand in das rettende Dunkel zurück.

Kleine Beiträge

Entweder - Oder

I. Weltanschauung oder Dogma?

Ein Dogma war in der ursprünglichen Wortbedeutung bei den Griechen ein philosophischer Lehrsatz. Dogmatiker sind im alten Hellas jene Philosophen, die überhaupt positive Behauptungen aufstellten und diese zur Grundlage ihrer Lehre machten. Im Gegensatz zu ihnen stand die philosophische Schule der Skeptiker; sie erhob den Zweifel zum Grundsatz ihres Denkens. Insbesondere bezweifelte sie die Möglichkeit einer menschlichen Erkenntnis sicherer Wahrheiten.

Im Christentum der Mittelmeerwelt oder, genauer gesagt, in der katholischen Theologie ist das Dogma ein genau definierter und formulierter Glaubenssatz, der mit dem Anspruch auf unveränderliche und absolute Gültigkeit proklamiert wird. Und zwar ohne Rücksicht darauf, ob die menschliche Vernunft zu seiner Aufstellung berechtigt ist.

Der Charakter des Dogmas ist universalistisch. Losgelöst vom natürlichen Leben, unabhängig vom rassistisch gebundenen Menschentum, entstanden in fernen Zonen - kann es trotzdem jeder auf verständemäßige Weise sich zu eigen machen, auswendig lernen. Das bedeutet, auf den ersten Blick gesehen, einen Vorteil gegenüber der Weltanschauung. Eine Weltanschauung kann man bekanntlich nicht auswendig lernen. Eine Weltanschauung muß man inwendig haben. Als ein bestimmtes geistig-seelisches Vermögen, die Welt in ihren Lebenszusammenhängen zu schauen, ist sie gebunden an die Lebens-

tatsache des rassistischen Erbgutes und an seinen Träger, die Persönlichkeit. Der Nationalsozialist sagt nicht: „Lernt unsere Gesetze auswendig!“ - sondern: „Tritt in unsere Reihen, wenn du ein Kerl bist!“ Wenn du ein Kerl bist! Das besagt: Uns kommt es nicht an auf das bequeme Auswendiglernen und auf feiges Unterwerfen unter eine Macht, die vermittels des zu diesem Zweck erfundenen Dogmas über die Menschenseelen zu herrschen sich anmaßt. Vielmehr geht es um den charakterlichen Wert und seine dauernde Bewährung, geht es um die Verantwortung, die jeder für sein Tun übernehmen muß und nicht an eine anonyme Macht um den Preis der Selbstaufgabe übertragen kann.

Der „Vorteil“ des Dogmas gegenüber der Weltanschauung liegt also darin, daß man es jedem, also auch dem Zulußkaffer und Fidschinsulaner „beibringen“ kann, während sich die Weltanschauung gar nicht lehren, das heißt nicht wissenschaftlich vermitteln läßt. Das Dogma verlangt *U n t e r w e r f u n g* und erläßt dafür dem Menschen das persönliche Einstehen für seine Tat. Die Weltanschauung fordert *T r e u e*, Treue dem Führer und dem eingeborenen Artgesetz, Einsatz der Person. Das Dogma verheißt das Paradies des ewigen Friedens, die Weltanschauung lehrt den Kampf als heroische Daseinsgestaltung. Das Dogma nimmt vom Menschen das Risiko, die Weltanschauung freut sich der Gefahr und des Wagnisses. Das Dogma bedeutet Pensionierung des Charakters, die Weltanschauung einen ständigen Aufruf der Charakterwerte. - So sind wir Nationalsozia-

listen dem Dogma gegenüber Skeptiker - und zwar heroische, keine intellektuellen Skeptiker. Wir haben allen Grund, an Dogmen zu zweifeln; nicht, weil wir den Zweifel an sich zum Prinzip unseres Denkens erhoben hätten - sondern weil wir aus unserer Haltung heraus, die durch Instinkt und Vernunft bestimmt wird, den Kampf führen für das gesunde Leben und seine eingeborenen Werte. Darum sind wir von einem unausrottbaren Mißtrauen erfüllt gegen alle sogenannten „metaphysischen Wahrheiten“, die nur geeignet sind, unserer Vernunft den Zugang zu den ewigen Gesetzen des organischen Werdens, zu den göttlichen Wahrheiten des natürlichen Lebens zu versperren.

Wir machen uns keine Mühe, das einzelne Dogma etwa zu widerlegen. Das wäre ein törichtes Unterfangen. Dogmen existieren nur für den, der an sie glaubt. Im übrigen wird ein Dogma nach dem anderen durch das Leben selbst widerlegt. Als Copernikus bewies, daß die Erde keine Scheibe, sondern eine Kugel sei, bewies er keine metaphysische Wahrheit oder ein Dogma. Vielmehr bewies er eine Lebensatsache, die bisher der menschlichen Erkenntnis verborgen geblieben war. Und brachte dadurch ein Dogma zu Fall, ohne zunächst von Widerlegungsabsichten getrieben zu sein: Das Dogma von Himmel und Hölle.

Wir richten unser Leben nicht ein, um der Freuden des Paradieses teilhaftig zu werden und den Schrecken der Hölle zu entgehen. Zuckerbrot und Peitsche sind knechtischen Seelen gemäß. Deutsch sein heißt nicht, eine Sache um des zu erwartenden Lohnes halber oder zur Abwendung von Strafe tun. Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun. Und unsere Sache ist die unseres Blutes. Dies Blut verdient es, um seiner selbst und seines Wertes willen in dieser Welt kämpferisch behauptet zu werden. Das ist kein Dogma, sondern das lebendige Gesetz unserer Weltanschauung. Es der menschlichen Erkenntnis erschlossen zu haben, danken wir Adolf Hitler. Daß das Dogma von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, auch darüber in die Binsen geht, vermerken wir als Ausdruck der folgerichtigen Wiederherstellung der Elemente einer natürlichen, das heißt gottgewollten Weltordnung. Hier enthüllt sich unseren suchenden Augen der Weg in das neue Jahrtausend, das die Dogmenherrschaft durch die Lebensgläubigkeit ablösen wird.

Axel Andersen..

Erziehung und Führung in geistesgeschichtlicher Betrachtung

Das Erziehungsziel einer Zeit wird durch die in ihr allgemein herrschende geistige Tendenz bestimmt.

Das Mittelalter stand so unter dem Zeichen des kirchlich-religiösen. Gewiß nicht von vornherein: es dauerte geraume Zeit, bis der größte Teil des germanischen Rittertums so an das vorderasiatische Mönchsideal gebunden war, daß die kirchliche Erziehung nunmehr entscheidend in die politische Willensbildung der führenden Schicht eingreifen konnte. Der Ort dieser Erziehung war die Klosterschule. Auch die Erzieher bei Hofe waren nicht mehr kühne Degen wie ein Waffenmeister Hildebrand. An ihre Stelle waren die Hof- und Hausgeistlichen getreten.

Die Reformation brach dieses Erziehungsmonopol der Kirche. Immer mehr setzte sich das neue Erziehungsziel des von Ulrich von Hutten, des ritterlichen Parteigängers Luthers, enthusiastisch begrüßten „Jahrhunderts der Wissenschaften“ durch. Die geistesgeschichtliche Legitimation der Wissenschaft lag begründet in der durch sie bewirkten Zertrümmerung des kirchlichen Dogmas. Während die kaiserliche Zentralgewalt noch stark dem kirchlichen Erziehungsideal verhaftet blieb, wurden die immer mächtiger werdenden Landesfürsten begeisterte Förderer ihrer neu entstehenden weltlichen Landesuniversitäten, wo die Philosophie an die Stelle der Gottesgelehrtheit trat bzw. diese als Theologie, also als Wissenschaft, ihrem System einordnete. Die Geistesrichtung des Humanismus führte zu einer Wiederbelebung griechischer Vorbilder, vor allem des platonischen Staates, aus dessen Kriegern (den „Wächtern“) die Philosophen als geistige und politische Führer aufsteigen, und nahm sich folgerichtig der Erziehung des Adels an. Denn der Adel war in jener Zeit der Träger des Politischen und Kriegerischen. Das von Franz I. gestiftete „Collège de France“ und die von Heinrich VIII. ins Leben gerufenen englischen „Colleges“ dienten jener Adelserziehung, die vor allem dem englischen Führertyp seine geschichtsverbindliche Prägung gab.

Im Vergleich zu diesen beiden nationalstaatlichen Erziehungseinrichtungen war auf deutschem Boden nichts Entsprechendes entstanden. Der deutsche Adel konnte in einer zeretzten und führungslosen Staatlichkeit keine politischen Führungsfunktionen entwickeln. Der Humanismus brachte es in Deutschland nur zu jener völlig unpolitischen bürgerlichen Bildung, die, von weltfremden Professoren getragen, in Wissensbetrieb und Gelehrsamkeit versank.

Ein neuer Führertyp war im kolonialen Preußen entstanden, das völlig unhumanistisch sich aus seinen kriegerischen Instinkten an den Bau des Staates gewagt hatte. Der preußische Adel war arm, er konnte sich keine private Erziehung leisten und vertraute seine Söhne der Erziehung durch die öffentlichen Anstalten des Königs, d. h. des Staates, an. In Kolberg sowie in Liegnitz und Brandenburg entstanden solche „Ritterakademien“. Friedrich Wilhelm I. schuf dann das Kadettenkorps (1717). Dieses war Anstalt und Formation zugleich und wurde die breiteste Grundlage der preußischen Offiziererziehung. Friedrich der Große entwickelte die Kadettenkorps nach der wissenschaftlichen und pädagogischen Seite weiter und schuf 1765 außerdem noch die „Académie des nobles“ als ausgeprägte Verbindung von ritterlichem Soldatentum und Zeitkultur. Allerdings fiel sie bereits 1810 der großen Schulreform zum Opfer, d. h. der sich siegreich durchsetzenden deutschen „Bildungsidee“. Die Kadettenkorps erhielten sich jedoch und bildeten die zuverlässigsten Zuchtstätten jenes Offizierkorps, dessen Ordensethik und führerische Leistungen welthistorischen Rang erhielten. Wenn das preußische Offizierkorps auch unberührt vom Humanismus seinen Werdegang gefunden hatte, dem um die Zeit der preußischen Erhebung erfolgenden Eindringen der Bildungsbewegung des Idealismus war es nicht mehr gewachsen.

Typisch Heinrich v. Kleist, jener Sproß einer alten pommerischen Soldatenfamilie, der als Fünfzehnjähriger schon bei der Rheinarmee im Felde stand, aber nach zwei Jahren Offiziersdienst seinen Abschied nahm: Kant war dem Erkenntnis hungerigen und wissensdurstigen Preußen zum Schicksal geworden. Es fiel das Wort Goethes: „Die größten Vorteile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat.“ Scharnhorst, Clausewitz, Boyen und Gneisenau verkörperten am reinsten als Offizier der Bildungsperiode des Idealismus jenen „gebildeten Soldaten“. Aus ihren Ideen erwuchs die „Allgemeine Kriegsschule“, die spätere „Kriegsakademie“, als eine Universitas der Armee. Neben der militärwissenschaftlichen Ausbildung war der Unterrichtsplan ganz im Geiste der deutschen Bildungsidee gestaltet. Im Mittelpunkt stand die Geschichte als Mittel zur politischer Schulung und charakterlicher Erziehung. In Verbindung mit der „Allgemeinen Kriegsschule“ wurde die „Artillerie- und Ingenieurschule“ errichtet - die militärische Unversität also glücklich durch eine militärische Technische Hochschule ergänzt. Nicht lange blieb dieser universelle Charakter der Kriegsakademie erhalten. Der Zerfall der Bildungsidee in den Spezialisierung der liberalen Zeit wirkte sich sehr bald auch hier aus. Aus dem politischen Hauptfach Geschichte wurde ein ziviles Nebenfach, die Mathematik sank zum Hilfsfach ab. Die Taktik als ausgesprochenes Berufsfach trat an beider Stelle. Vor dem Weltkrieg war die Kriegsakademie zu einer ausgesprochenen militärischen Berufsschule geworden, zur technischen Vorbereitung für den Generalstabsdienst und die höhere Adjutantur.

Die Kadettenkorps hielten sich bis zur Novemberrevolution 1918. Die Reichswehr durfte, gebunden durch den Versailler Vertrag, auch nur der reinen militärischen Berufsausbildung dienen. Sie mußte politisch enthalten sein leben und konnte nur mit geheimster Hoffnung auf die junge Bewegung Nationalsozialismus blicken, dem die Schaffung eines neuen universalen Führertyps gelingen sollte, der des politischen Soldaten. Die Reichswehr mußte mit „Gewehr bei Fuß“ also untätig zusehen, als die braune Armee der nationalsozialistischen Revolution die politische Macht eroberte. Sie tat es mit heißem Herzen in dem glücklichen Bewußtsein, daß mit Adolf Hitler eine Epoche des Ewigen Soldatentums angebrochen war in Deutschland.

Wehrmacht und Partei stehen nunmehr unzerrissbar zusammen nach dem Willen des Führers, als die tragenden Säulen des Dritten Reiches. Sie bilden, wenn auch in den einzelnen Funktionen verschieden, so doch in ihrer Einheit die große Erziehungsordnung der Nation, schöpfend aus dem Wertreich unserer heldischen Rasse, den Blick gerichtet auf das geeinte deutsche Volk und seinen Führer. So wirkt in der lebendigen Vielfalt der Schulen von Partei, Arbeitsdienst und Wehrmacht ein Geist, der Geist Adolf Hitlers, und damit

eine Idee, die Volksidee des Nationalsozialismus. Das, was zwei Jahrtausende deutscher Geschichte nicht vermocht haben, ist überwältigend Wirklichkeit geworden. Der Tag der Deutschen ist angebrochen. Er ist die Ernte der ganzen Zeit. P. E.

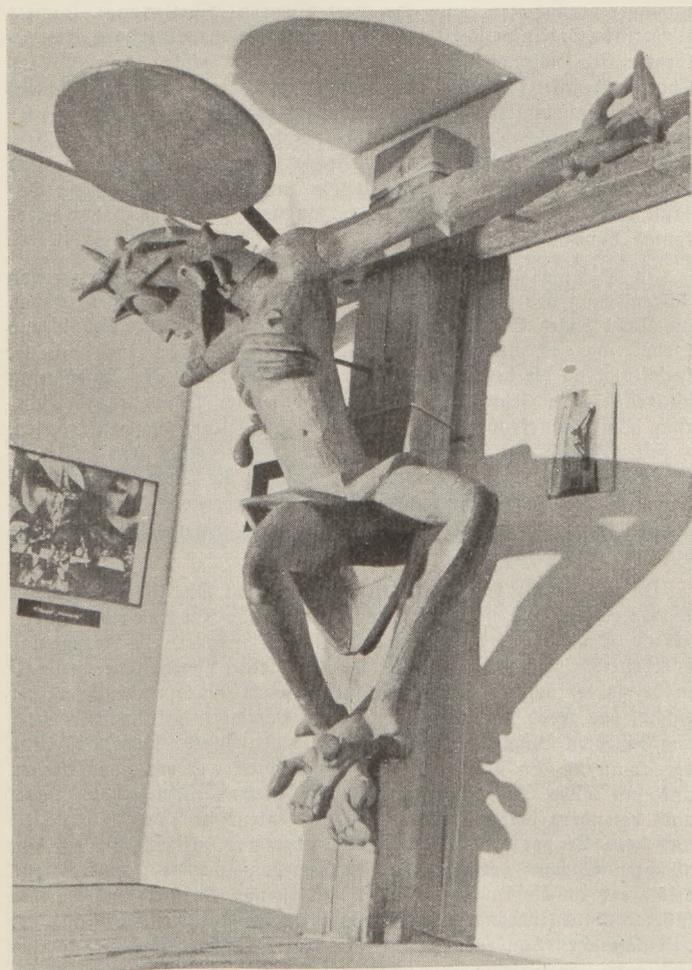
Von der Weltverneinung zur Weltzerstörung. Betrachtungen zu der Ausstellung „Entartete Kunst“ in Stettin

„Dem Reinen ist alles rein“ - so spricht das Volk. Ich aber sage euch: Den Schweinen wird alles Schwein! Darum predigen die Schwärmer und Kopfhänger, denen auch das Herz niederhängt: „Die Welt selber ist ein kotiges Ungeheuer.“

Denn diese alle sind unsäuberlichen Geistes, sonderlich aber jene, welche nicht Ruhe noch Rast haben, es sei denn, sie sehen die Welt von hinten, - die Hinterweltler! Denen sage ich ins Gesicht, ob es gleich nicht lieblich klingt: die Welt gleicht darin dem Menschen, daß sie einen Hintern hat - so viel ist wahr!

Nietzsche (Zarathustra)

Als ob sie einen Spuk erlebt hätten, als ob ein böser Alpdruck auf ihrer Brust gelegen hätte - so ist wohl all den vielen Tausenden zumute gewesen, die nach der Besichtigung der Ausstellung „Ent-



Der berühmte „Christus“ von Gies Aufn.: Gerardi

artete Kunst“ wieder in die Klarheit der Außenwelt zurücktraten. Daß dieser Spuk noch vor wenigen Jahren Wirklichkeit war, daß dieser böse Traum noch vor gar nicht langer Zeit für „Wirklichkeit“ gehalten wurde, wer von uns hat überhaupt noch daran gedacht?! Und doch ist es so gewesen. Erst als die deutsche Lebenshaltung im Nationalsozialismus sich wieder auf ihre eigene Art befand, wurde dieser Schmutz und Anrat fortgesetzt. Was aus dem Müllleimer genommen war, das kam wieder zurück dahin, wohin es gehörte: zum Kehricht.

Es war einmal eine Zeit, da gaben die den Ton an, die „unsäuberlichen Geistes“ waren. Wer aber solches Geistes Kind ist, der kann die Welt nur von ihrer Rehrseite her ansehen. Von diesem Blickpunkt aus aber ist alles Rot, was man sieht. Auch die Kunst, oder vielmehr das, was solche unsaubereren Geister von ihrem Standpunkt her als Kunst bezeichnen.

Das deutsche Volk war auch damals in seinem Kern gesund. Es hätte auch damals für diese „Kunst“ kein Verständnis aufgebracht, wenn es überhaupt mit ihr in Berührung gekommen wäre. Aber es kam gar nicht damit in Berührung. Eine dünne Schicht, die glaubte, in „höheren Regionen“ zu schweben, in Wirklichkeit aber im Dreck und in der Säulnis lag, - eine Schicht von blutleeren Intelligenzlern und artfremden Verderbern nur fühlte sich in diesem Sumpf heimisch. Aber diese Schicht besaß die „öffentliche Meinung“. Und in einer Zeit, die in sich alle Krankheitskeime des Verfalls trug, konnte es leicht geschehen, daß dieser und jener und zuletzt viele angekränkt wurden und dem unsäuberlichen Geist verfielen. Hier lag die Gefahr.

Das wird besonders klar und deutlich, wenn man die Gruppe 2 der Ausstellung einmal näher betrachtet. In ihr sind solche Bildwerke zusammengestellt, die sich mit religiösen Dingen befassen. Als „Offenbarungen deutscher Religiosität“ wurden diese Machwerke einst in der „deutschen“ Presse bezeichnet. Wohlgermerkt: Sie waren keineswegs als Verhöhnungen des Christentums gedacht und wurden auch nicht als solche von den „berufenen“ Kunststrichtern der damaligen Zeit aufgefaßt, - wie sie auf uns wirken. Nein, - die Kirche selbst stellte sich ihnen gelegentlich zur Verfügung, wie es bei dem „Christus“ von Ludwig Gies der Fall war. Hier werden dem Betrachter die Berührungspunkte offenbar, die das Christentum in seiner weltverneinenden Richtung mit der „Hinterwelt“ des Volkswesens hat. Beiden ist - um es mit Nietzsche auszusprechen - die Welt letzten Endes „ein kotiges Ungeheuer“; darum wird sie von den einen verneint und es wird eine „ewige Seligkeit“ im „Jenseits“ gesucht, oder sie wird von den anderen zerstört. Weltverneinung ist schließlich der Beginn der Weltzerstörung.

Aus dem „Christus“ von Gies, diesem unheimlichsten Schauerstück der ganzen Ausstellung, spricht die Starrheit und Unversöhnlichkeit des Dogmas zu uns. Der Geist der Verneinung hat es geschaffen; da ist nichts von Schönheit und erst recht nichts von Göttlichkeit, - da ist nur der Schauder der Weltflucht, das Zerrbild der Afzese. Hier hat ein uns raffestremdes Religionsgefühl seinen sprechenden Ausdruck gefunden.

Die Geschichte dieser Christusfigur ist bezeichnend und leider für Stettin wenig ruhmvoll: Zunächst wollte man das Machwerk in Lübeck als Ehrenmal für die Gefallenen des Weltkrieges in die Domkirche stellen. Dagegen empörte sich natürlich der gesunde Instinkt der Lübecker Bevölkerung, und es kam sogar dazu, daß der Kopf der Figur abgeschlagen und im Wasser versenkt wurde. Als das „Werk“ so in Lübeck unmöglich geworden war, holte es der seinerzeitige Leiter des Stettiner Museums, ein berühmter Judengenosse, in unsere Bauhauptstadt und stellte es an bevorzugtem Platz in dem Museum auf. Jetzt ist es mit der Ausstellung „Entartete Kunst“ also zum zweiten Male nach Stettin gekommen. Man darf allerdings getrost behaupten, daß der gesunde Pommernsinn es auch bei seinem ersten „Gastspiel“ nicht anders empfunden hat, als er es heute empfindet.

Dr. R.

Wir alle müssen dem Volk an der Grenze wieder und immer wieder zeigen, daß es im völkischen Lebenskampf nicht allein steht, sondern daß seine Not unsere Not und seine Freude unsere Freude ist.

Franz Schwede-Coburg
Bauleiter und Oberpräsident

Kulturleben in Pommern

Es kann sich nicht darum handeln, mit größter Genauigkeit an dieser Stelle alles zu verzeichnen, was sich in Pommern auf dem Gebiete der Musik, des Theaters, der bildenden Kunst usw. ereignet. Wie überhaupt noch nicht alles Geschichte ist, was geschieht oder Ereignis ist, was sich ereignet. Hier handelt es sich in der Hauptsache um die Hervorhebung des Besonderen aus der Vielzahl der Veranstaltungen.

Ausländische Gäste spielen

Mehrere Künstler aus dem Auslande waren in Stettin zu Besuch. Mit einigem Stolz - meine ich - können wir feststellen, wie in ihren Darbietungen deutsche Kunst den größten Raum einnimmt. Für uns selbst eine prächtige Gelegenheit, uns in dem Seelen-Spiegel eines fremden Volkes wiederzusehen und mit elementarer Gewalt zu erkennen, wie verpflichtend deutsche Kunst für die Deutschen ist, wenn schon andere Völker nicht von ihr loskommen.

Das Calvet-Quartett Paris spielte Schubert, op. 125 Nr. 1, und Beethoven op. 18, F-dur, als Gastgeschenk ein Werk von Debussy. Ihr Spiel war elegant und empfindungstief in der Art, wie diese vier Künstler das Werk nachgestalteteten. - In einem der immer überfüllten städtischen Sinfoniekonzerte dirigierte Japans großer Dirigent Graf Hidemaro Konoye die dritte (Rheinische) Sinfonie von Robert Schumann und Regers Vaterländische Festouvertüre. Mit einer vom Dirigenten bearbeiteten altjapanischen Hofmusik führte er das prächtig spielende Städtische Orchester und die Zuhörer an die Musik seiner Rasse heran. Das tat er mit einer den Japanern eigenen inneren Beseeltheit, die sich steigerte bis zu einem den ganzen Körper beherrschenden Schwingen. - Ein vorzügliches Gegenbild zur musischen Selbstheit des Japaners war Italiens Meistergeigerin Gioconda de Vito, die uns auf ihrer vom Duce geschenkten Meistergeige zuerst das Violinkonzert Nr. 22, a-moll, ihres Landsmannes Viotti spielte und danach mit einem g-moll-Bach für Violin solo noch einmal ihre temperamentvolle Virtuosität und ihr verinnerlichtes Musikanten-tum zeigte.

Wenn ich einschränken darf: Die fremden Gäste stehen der innersten Empfindungswelt der Deutschen sehr nahe, in der Ausdeutung der Werke zeigen sie ihre starke Verbundenheit zur deutschen Musik, ihr Bemühen um eine werkgerechte Wiedergabe wird in einem großen Maße von Erfolg gekrönt: und doch - es werden Grenzen sichtbar, über die es ein Hinüber und Herüber von Volk zu Volk, von Rasse zu Rasse nicht gibt.

Stettin - wieder Ausstellungsstadt

Im übrigen steht Stettin zur Zeit (bis zum 5. Februar) im Zeichen der Ausstellung „Entartete Kunst“. Schon in den ersten Wochen nach der Eröffnung, die am 11. Januar stattfand, fanden Tausende von Volksgenossen den Weg in diese unheimliche Schau des Verirreten und Verwirreten, und nicht nur die Stettiner waren die Besucher, sondern aus dem ganzen Gaugebiet kamen die Männer und Frauen hierher, zum Teil in schnell zusammengestellten Sonderzügen. Erwähnt werden muß besonders der ausgezeichnete Aufbau der Ausstellung im Landeshaus, ihre Übersichtlichkeit und die günstigen Licht-verhältnisse, die in den Ausstellungsräumen vorhanden sind.

Mit der „Entarteten Kunst“ ist nach längerer Zeit wieder einmal eine große Ausstellung nach Stettin gekommen. Früher, als die Messehallen für solche Zwecke zur Verfügung standen, konnte unsere Gauhauptstadt den Ruf einer „Ausstellungsstadt“ für sich in Anspruch nehmen. So hatte - einem Bericht der „Pommerscher Zeitung“ zufolge - Stettin in den fünf Jahren von 1933 bis 1937, rund eine Million Besucher in den verschiedenen in jener Zeit durchgeführten Ausstellungen zu verzeichnen. Hoffen wir, daß es gelingt, der derzeitigen Raumschwierigkeiten bald Herr zu werden, damit Stettin wieder die Ausstellungsstadt des deutschen Nordostens wird!

Unsere pommerschen Theater

Der Monat Januar brachte zwei Uraufführungen an pommerschen Theatern. In Stralsund ging das Schauspiel „Feuer auf Friesum“ von Will Fr. Königer über die Bretter, ein Spiel mit mehr balladesker als dramatischer Handlung. Wenn es so auch als Drama nicht ganz bestehen konnte, so zwang doch die heroische Haltung der Menschen dieses Stückes, der hohe, dichterische Klang ihrer Sprache die Zuhörer in den Bann der Ergriffenheit.

„Majestät schläft“ heißt die Komödie der dramatisierten Halsbandaffäre, die dem Spielleiter und Dramaturg des Greifswalder Stadttheaters Gerhard Mehner in Greifswald den Weg zur Bühne ebnete. Wenn das Werk auch noch im luftleeren Raum des Spielerisch-Asthetischen verharrt, wenn auch die Dialogführung noch nicht den letzten Edelschliff wertvoller Kristalle hat, so leben doch komödiantische Gestalten darin, die das Theater suchen und daher Eingang finden werden auch auf anderen deutschen Bühnen, wie man unschwer prophezeien kann. Dr. Rolf Siebert (Spielleitung), Pamela Wedekind (Gräfin de la Motte-Valois) als Gast vom Berliner Staatstheater, Ilse Holtmann (Marie Antoinette), Kurt Hansen (Louis XVI.), Charles Regnier (Kardinal Rohan) und Karl Bruno Schmidt (Schwedischer Gesandter) machten sich besonders um die Uraufführung verdient. Das Ensemble des Stadttheaters konnte sich neben dem Berliner Gast erstaunlich gut halten. Franz Saida, der einfallsreiche und vielseitige Bühnenbildner, verlegte die ganze Handlung in das Gehäuse einer Barockuhr, eine geistreiche Anspielung auf den „Uhrmacherkönig“ Louis XVI.

In Schneidemühl sah man besonders gespannt der ersten Inszenierung des neuen Intendanten, S. F. Sioli, entgegen. Schon die Wahl dieses Stückes bedeutete ein Programm: Mit „Kabale und Liebe“, das er unter dem Titel „Luise Millerin“ brachte, knüpfte er an die beste deutsche Theatertradition an. Die Aufführung hinterließ einen sehr starken Eindruck, da unter Siolis sicherer Führung alle Mitwirkenden ihr Können voll zur Geltung bringen konnten. - Für Februar hat das Landestheater Schneidemühl den „Strom“ von Max Halbe auf den Spielplan gesetzt; die Oper ist u. a. mit Puccinis „Boheme“ vertreten. Im übrigen werden von dem Schneidemühler Ensemble zahlreiche Gastspielreisen unternommen werden, die bis nach Stolp führen.

Da wir gerade von Gastspielreisen sprechen: Die Pommersche Landesbühne ist Ende Januar mit Max Dreyers Lustspiel „Das Sympathiemittel“ auf eine neue Reise kreuz und quer durch Pommern gegangen. Die in Stettin abgehaltene Generalprobe, zu der auch der Dichter erschienen war, bewies eindeutig wieder einmal das große Können dieser in ganz Pommern mit Recht so überaus beliebten Bühne, die sich in den wenigen Jahren ihres Bestehens bereits in all den Orten, die von ihr bespielt werden, einen großen und vor allen Dingen treuen Zuhörerstamm gesichert hat. Dabei muß besonders betont werden, daß der Intendant Paul Böttcher und seine Truppe diese Erfolge keineswegs nur auf billige Weise mit „leichten Sachen“ errungen hat, sondern daß auch die „schwere Kost“ erfolgreich an die Volksgenossen in den kleinen Städten und Dörfern unseres Gaues herangebracht worden ist. Die kulturelle Leistung der „Pommerschen Landesbühne“ in den letzten Jahren ist wahrlich nicht hoch genug anzusehen.

Endlich das Stettiner Stadttheater, aus der bekannten Stettiner Bescheidenheit heraus ans Ende dieses kurzen Theaterumblicks gestellt: Ein besonders schönes Geschenk bereitete Intendant Dr. Storz seinen Besuchern mit der von ihm besorgten Neuinszenierung der Oper „Fra Diavolo“ von Auber, die ebenso wie die „Boheme“ ein großer Erfolg für das Theater der Gauhauptstadt ist; wie überhaupt die Oper in dieser Spielzeit in Stettin auf ganz besonderer Höhe steht. Im Schauspiel fand Interesse und Anklang die sehr saubere Inszenierung von Hauptmanns „Biberpelz“.

Kurt Eggers in Pommern

In Stettin hatten wir Gelegenheit, in Kurt Eggers einen der klarsten und zielbewusstesten Rinder neuen deutschen Lebensgefühls in der Dichtung kennenzulernen. Von den Rebellen sprach er, die in den vergangenen Jahrhunderten allen herrschenden Mächten der Finsternis zum Trotz für den lichten Glauben des nordischen Menschen kämpften und starben. Mit scharfen Worten geißelte er das Bestreben der Dunkelmänner, die den deutschen Glauben verfälscht haben und ihn noch verfälschen, und er zeigte den Weg, der in die „Heimat der Starke“, wie er sein letztes Buch genannt hat, führt. - Kurt Eggers sprach außer in Stettin auch auf der Ordensburg Krössinsee, und für den 27. Februar ist ein Vortrag von ihm in Schneidemühl angekündigt. - In Greifswald und Stettin las der niederdeutsche Dichter Hermann Claudius aus seinen Werken und der Mecklenburger August Hinrichs stattete Greifswald einen Besuch anlässlich der Aufführung seines Lustspiels „Für die Raht“ ab.

Pg. Eckhardt vor der Philosophischen Gesellschaft

Vor der Stettiner Ortsgruppe der Deutschen Philosophischen Gesellschaft sprach Gaukschulungsleiter Pg. Eckhardt über das Thema: „Die nationalsozialistische Weltanschauung in der geistigen Auseinandersetzung der Gegenwart“. Die Weltanschauung, die Dogma - das sind die beiden Gegensätze, deren Kräftespiel dem geistigen Leben unserer Zeit seinen Stempel aufdrückt. Adolf Hitler hat den Weg in die neue Zeit gezeigt, in der die Herrschaft des Dogmas durch das echte deutsche Lebensgefühl besiegt wird.

Kurz berichtet

Der Führer und Reichskanzler hat den aus Wangerin (Pommern) gebürtigen Architekten Carl Piepenburg zum Reichsbaurat ernannt. Reichsbaurat Piepenburg war einer der Mitarbeiter von Prof. Speer beim Neubau der Reichskanzlei.

*

Der Stettiner Architekt Hans Riechert erhielt den ersten Preis bei einem Preisauschreiben der Freien Stadt Danzig zur Errichtung

des Kreishauses des Kreises Danziger Niederung. Riechert hat bereits früher zwei erste Preise der Freien Stadt Danzig für Entwürfe von Jugendherbergsbauten erhalten.

*

Durch die Presse ging kürzlich die Notiz, daß der Maler Fritz Grottemeyer in Berlin seiner Vaterstadt Münster 80 wertvolle Gemälde geschenkt hat. Grottemeyer ist ein Jugendfreund von Hermann Löns; in seinem Besitz befinden sich auch Handschriften mit Jugendgedichten von Löns, darunter auch diejenigen aus dessen Greifswalder Studentenzeit.

*

Der Oberbürgermeister von Kolberg, Pg. Dr. Wegener, gab verschiedene größere Bauprojekte bekannt, die in Kolberg in nächster Zeit durchgeführt werden sollen. Unter anderem ist auch ein Umbau des Kolberger Theaters geplant, zu dessen Ensemble bekanntlich Heinrich George in seiner „Anfängerzeit“ einmal gehört hat.

*

Für Mai 1939 ist wieder eine „Pommersche Gaukulturwoche“ geplant. Ihre Eröffnung soll in Schneidemühl stattfinden; damit wird deutlich gezeigt, welche Bedeutung man gerade jetzt innerhalb der pommerschen Grenzen der Stadt Schneidemühl als dem Kulturzentrum an der Grenze beilegt.

*

Im Laufe der diesjährigen Winterspielzeit werden in Pommern allein 726 Theaterveranstaltungen für KdF. durchgeführt. Diese Aufführungen werden gegeben von der Deutschen und der Pommerschen Landesbühne, von den Stadttheatern in Greifswald, Stralsund und Kolberg, von der Bänderbühne und der Plattdätschen Späldäl.

*

Der Medizinische Verein in Greifswald konnte unlängst auf 75 Jahre Tätigkeit zurückblicken. Zu diesem Anlaß sprach Staatsrat Sauerbruch, der früher in Greifswald Assistent war, zur Lage der Medizin heute und forderte von dem Arzt das Vermögen, den Kranken in der Behandlung über die Krankheit zu stellen.

Blick in den Osten

Blick in den Osten! Seit dem 1. Oktober 1938 ist der größere nördliche Teil der ehemaligen Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen mit den brandenburgischen Kreisen Friedeberg und Arnswalde in das Hoheitsgebiet des Gaues Pommern aufgenommen worden. Paul Eckhardt hat im Januarheft des „Vollwerk“ die vollzogene Tatsache und besonders die Tage des 12. bis 13. Oktober, da die Bezirkshauptstadt Schneidemühl einem Heerlager der Bewegung glich, in ihrer tiefsten und letzten Bedeutung gewürdigt. Jetzt gilt für ganz Pommern als neue Verpflichtung der Ruf: „Blick nach Osten.“

Die bisherige pommersche Ostgrenze erhielt eine Verlängerung durch den Restkreis Schlochau, der 21 Prozent seiner Fläche, den Restkreis Flatow, der 40 Prozent seiner Fläche an Polen verloren hatte, den Stadtkreis Schneidemühl, durch die Reste der ehemaligen Kreise Kolmar, Scharnikau und Fلهhne, die im Restkreis vereinigt wurden, und den Grenzkreis Friedeberg. Unser Gau stößt im Osten also nicht nur an Korridor-Pommerellen, sondern auch an Groß-Polen.

Die Bevölkerung der Grenzkreise ist blutsmäßig und zum Teil auch wirtschaftlich an das Geschehen in der deutschen Volksgruppe drüber gebunden und erlebt zwangsläufig jeden gegen das Deutschtum jenseits der Grenze geführten Stoß als gegen sich selbst geführt. Es bedarf gar nicht der Ausführungen, die in Gegenwart polnischer Generale in diesen Tagen bei dem „Wielki dzien Wysockiej“, dem „großen Tag von Wissek“, zur Erinnerung an die Grenzkämpfe vor 20 Jahren gemacht wurden, daß auch in unserem Hoheitsgebiet „ein

Olsagebiet liegt, das eines Tages erlöst werden müsse“, um zu wissen, daß wir Grenzland sind.

Dieser Satz dürfte übrigens auch genügen, um die Stimmung weiter Kreise des polnischen Volkes zu charakterisieren...

Am 5. November 1937 gaben das Deutsche Reich und die Republik Polen gegenseitige Erklärungen ab, die noch einmal die Grundsätze festlegten, nach denen das Leben der Volksgruppen zu den jeweiligen Staatsvölkern geregelt und in bestimmte Bahnen geleitet werden sollte. Dieser Vorgang wurde noch besonders dadurch unterstrichen, daß die höchsten Träger der Staatsgewalt, der Führer und der Staatspräsident Moscicki, die Erklärungen den beiderseitigen Vertretern der Volksgruppe persönlich abgaben. Nach einem Jahr muß aber das Deutschtum in Polen bereits traurige Erfahrungen bekennen; wir zitieren hier eine Stimme, die die polnische Zensur durchbrochen hat: „Die Hoffnungen, die sich an die Auswirkung dieser Erklärung knüpften, haben sich leider für uns als deutsche Volksgruppe nicht erfüllt. Wir treffen diese Feststellung, weil wir als politische Kämpfer verpflichtet sind, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen und unsere Entschlüsse, auf dem Boden der Tatsachen stehend, fassen müssen. Ja, wir können heute ohne Übertreibung feststellen, daß es nach dieser Erklärung schlechter geworden ist, daß die politischen Spannungen zwischen Volksgruppe, Staat und polnischem Volke zugenommen haben, und daß die Behandlung der deutschen Volksgruppe noch weit entfernt ist von den in der Erklärung festgelegten Grundsätzen. Auch

der Geist, der in allen Maßnahmen gegenüber unserer Volksgruppe waltet, ist nicht identisch mit dem Geist, aus welchem die Minderheiten-Erklärung geboren wurde.

Wenn ich diese Feststellung treffe, so geschieht dies aus tiefem Verantwortungsgefühl heraus - nicht nur gegenüber unserer deutschen Volksgruppe, sondern auch gegenüber dem Staate; denn es ist klar, daß die Behandlung eines Teiles der Staatsbürger rückwirken muß auf die gesamte innerpolitische Lage, und daß es nicht gleichgültig für die politische und wirtschaftliche Entwicklung des Staates sein kann, wenn die deutsche Volksgruppe von ungefähr 1,2 Million Gliedern dauernd benachteiligt oder aber ihr das in der Verfassung und in den Gesetzen zustehende Recht möglichst vorenthalten wird. Der Staat ist aufgebaut auf dem Zusammenleben und Zusammenwirken aller in ihm wohnenden Bürger, alle Kräfte müssen zum Aufbauwerk angespannt und eingesetzt werden, niemanden kann der Staat entbehren und so müßte die Ausschaltung des einen Teiles zum Schaden des anderen wirken. Es gereicht nämlich weder dem Staate noch dem polnischen Volke zum Vorteil, wenn die deutsche Volksgruppe in Not und Elend lebt, und wenn sie ihre ganze Kraft lediglich dem Kampf um ihr Lebensrecht widmen muß. Wir sind der festen Überzeugung, daß ein anderer Weg gefunden werden kann, wenn überall der gute Wille obwaltet.

Daß bis heute dieser Weg nicht gegangen wurde, ist nicht die Schuld der deutschen Volksgruppe oder der höchsten Träger des Staates, auch nicht die Schuld der Einsichtigen auf Seiten des polnischen Volkes, sondern einzig und allein derjenigen unverantwortlichen Kreise, die es zu einer solchen Verständigung nicht kommen lassen wollen und die glauben, daß Haß und Lüge ein dauerndes Fundament im Leben der Völker und Staaten sein können.

Diesen Kreisen und ihren Absichten treten wir mit aller Kraft und Rücksichtslosigkeit entgegen.

Aber allem Haß steht doch das ewige Leben unseres Volkes, dessen kleiner Teil unsere deutsche Volksgruppe ist, und niemals werden wir Forderungen und Maßnahmen hinnehmen, die auf eine Vernichtung oder auch Schwächung unserer Volksgruppe hinzielen."

Die deutsche Volksgruppe ist also, wie nicht anders zu erwarten war, bereit, dem polnischen Staat gegenüber loyal ihre Bürgerpflichten zu erfüllen. Warum nimmt man ihr trotzdem ihr Recht? Weil bestimmte Kreise in Europa nicht erkennen wollen, daß unsere Auslandsdeutschen, ganz gleich ob Reichs- oder Volksdeutsche, kein Volkssplitter, sondern vollwertige Angehörige ihres Mutter-

volkes, eines 80-Millionen-Volkes, sind, und damit dasselbe Maß von Achtung, Respekt und absoluter Gleichrangigkeit beanspruchen können, das man dem Gesamtvolke zu jeder Stunde entgegenbringen muß. Man glaubt drüben nach demokratischen Grundsätzen zahlenmäßig kleinere Gruppen durch Mehrheitsbeschlüsse wie in Parlamenten erledigen zu können, und so den Geist von Versailles wenigstens auf dem Gebiete der Volksgruppenpolitik verewigen zu können.

Als Teil des Gesamtvolkes wird die deutsche Volksgruppe ihren historischen und sittlich berechtigten Kampf um Arbeit und Ehre führen. Es geht daher nicht an, daß nach den oben erwähnten Erklärungen deutsche Geschäfte boykottiert oder in öffentlichen Versammlungen gegen das deutsche Volk geheßt wird mit der unglaublichen Forderung, die Deutschen wie Juden (!) zu behandeln. Demgegenüber müssen wir feststellen, daß der Deutsche nie als Parasit im Osten wohnte, daß er in all den Jahrhunderten vorher niemals ein Drohnendasein führte, sondern daß er durch die alten Tugenden Fleiß, Sparsamkeit und Streben das Land aufgebaut und dem fremden Staate genützt hat. Daß er nach dem großen seelischen Umbruch unseres Volkes erst recht keine Neigung mehr zeigt, sich assimilieren zu lassen, ist sein göttliches Recht, das ihm auch durch Verwaltungsgrundsätze vergangener Jahrhunderte nicht genommen werden kann. Am die Verwirklichung dieses Rechtes, das ihr durch eine höchst eigenartige Grenzgesetzgebung, durch Agrarformen, durch Schließung von Schulen, durch Entlassung von Lehrern, durch Versagen der Auflaffung an Bauernsöhne, durch Verlust des Arbeitsplatzes und die Politik der kleinen Nadelstiche dauernd geschmälert wird, kämpft unsere Volksgruppe denselben erbitterten Kampf, den sie auch um ihre Ehre täglich kämpfen muß. Sie empfindet es bitter, wenn nicht nur in jüdischen, sondern auch in polnischen Zeitungen immer wieder Verdächtigungen ausgesprochen werden, die ihre Ehre beleidigen, wenn konfessionell, rassistisch oder weltanschaulich parteiisch festgelegte Kreise die deutsche Kultur der Gegenwart straflos verhöhnen, wenn das deutsche Lied oder die deutsche Bühne ohne Angabe von Gründen verboten werden.

Wenn sich inzwischen nichts Wesentliches ändert, werden wir uns in den folgenden Hefen mit den traurigen Einzelheiten dieses Kampfes unserer deutschen Volksgruppe weiter beschäftigen müssen, nicht aus chauvinistischen Ressentiments einer wenigstens bei uns im Dritten Reich überwundenen Epoche, sondern aus der Sachlichkeit, die unserer Generation eigen ist, und in der Hoffnung, dem Frieden des Ostens und damit Europas auch zu unserem Teil dienen zu können.

Janoschek.

Unter uns!

Während alle Deutschen im Großdeutschen Reich und in der Welt die Feier des Tages der nationalsozialistischen Erhebung begehen, schließe ich dieses Heft. Nun beginnt das Jahr 7 des Dritten Reiches. Es ist gleichzeitig das Jahr der 25jährigen Wiederverkehr des Weltkriegsbeginns. Als im Jahre 1914 das Schicksal unser Volk zum Selbstbehauptungskampf gegen die zum Überfall gerüstete Welt aufrief, begann in Wahrheit die deutsche Revolution, jener große und harte Ausleseprozeß, aus dem ein Befreiter hervorging, der als heroischer Überwinder von Not und Schmach vor sechs Jahren das Tor zum Dritten Reich mit herrischer Faust aufstieß. Ein Weltkrieg mußte kommen, damit uns Adolf Hitler geschenkt wurde und all die andern treuen Soldaten, mit denen er sein Werk wagte, das heute unser aller Werk ist. Den großen welthistorischen und geistesgeschichtlichen Hintergrund des seit 1914 tobenden Weltkampfes aufzuzeigen, war die Absicht meines Leitartikels. Eine Wende von ähnlich großem, geistigem Rang vollzog sich von Deutschland aus in der Welt, als Copernicus, der Deutsche aus Thorn, der Zeitgenosse Luthers und Huttens, aufstand, um das dogmatische Weltbild der Alten zu stürzen. Seinem Leben gilt der Aufsatz Werner Dittschlags. In demselben Zusammenhang will auch gelesen und verstanden werden der kleine Beitrag „Dogma oder Weltanschauung?“ von Andersen. Die Entdeckung der Rasse und ihres Wertes sowie die daraus folgernde Deutung geschichtlicher Vorgänge stellt die copernicanische Wende unserer Zeit dar. Ihr entspricht der Beitrag von Otto Scheel über „Die Begründung des Abendlandes“.

Bei allem Schauen auf die ganz großen Fragen des deutschen Lebens läßt uns das Schicksal der engeren Heimat nie aus seinen Fängen. Herbert Winkler führt uns mit seiner Arbeit „Die Grenzmark - Pommerns Ostfront“ in das Neupommersche Grenzland und in die Welt seines unerbittlichen Daseinskampfes, dem nun aus der gestaffelten Raumtiefe unseres Gaues starke Kräfte zuwachsen werden. Wir werden in Zukunft mit besonderer Liebe der Menschen gedenken, die im harten Handgemenge des völkischen Alltags stehen, still und bescheiden eine große Pflicht erfüllend. Paul Born macht im vorliegenden Heft den Anfang mit einem Lebensbild von der Grenzland-Kindergärtnerin, deren treues und hingabebereites Wirken aus dem Leben der Grenzlandbevölkerung nicht mehr hinwegzudenken ist.

Heil Hitler!

Paul Eckhardt.



Reichspommernbund

Versammlungskalender für Februar 1939

Mittwoch,	1. Febr., 20.30 Uhr:	Landsm. der Pommern, Rostock (Monatsversammlung)	Rostock, Mahn- und Ohlerichskeller
Mittwoch,	1. Febr., 20.15 Uhr:	Pommernbund Magdeburg (Monatsversammlung)	Magdeburg, Bergs Hotel
Mittwoch,	1. Febr., 20.00 Uhr:	Pommersche Landsm. Leipzig (Heimatabend)	Vereinslokal
Donnerstag,	2. Febr., 20.00 Uhr:	Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art (Vorstandssitzung)	Berlin, Friedenauer Ratskeller
Sonnabend,	4. Febr., 20.00 Uhr:	Pommernbund Südost (Sitzung)	Berlin, Dieffenbachstraße 76, Am Urban
Sonnabend,	4. Febr., 20.00 Uhr:	Verein der Bütower (Frühlingsfest)	Berlin, Vereinslokal
Sonntag,	5. Febr., 20.00 Uhr:	Verein der Stralsunder (Lungwurstessen)	Anmeldung nach Berlin W 62, Budapestter Str. 36
Sonntag,	5. Febr., 17.00 Uhr:	Landsm. der Pommern in Babelsberg u. Umg. (Versammlung verbunden mit Lungwurstessen)	Babelsberg, Konzerthaus (kleiner Saal)
Mittwoch,	8. Febr., 20.00 Uhr:	Verein ehem. Fiddichower (Mitgliederversammlung)	Berlin, Brunnenstraße 140 (Hanka)
Mittwoch,	8. Febr., 20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern in Neuruppin (Jahreshauptversammlung)	Neuruppin, Bernaus Hotel
Donnerstag,	9. Febr., 20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern in Berlin (Hauptversammlung)	Berlin, Lufkauer Straße 15, Deutscher Hof
Sonnabend,	11. Febr., 20.00 Uhr:	Verein der Nipperwieser in Berlin (Heimatabend)	Berlin, Habsburger Klause, Habsburger Straße 1
Sonnabend,	11. Febr., 20.00 Uhr:	Verein von Uckermünde u. Umg. in Berlin. (Maskenb.)	Berlin, Brunnenstraße 140 (Hanka)
Sonnabend,	11. Febr., 20.30 Uhr:	Landsm. der Pommern zu Birkenwerder u. Umg. (Jahreshauptversammlung)	Birkenwerder, Hauptstraße 99, Gesellschaftshaus
Sonnabend,	11. Febr., 20.00 Uhr:	Verein der Neustettiner, Berlin (Heimatabend)	Berlin, Tegler Weg 108
Sonntag,	12. Febr., 17.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Heimatverein Köslin u. Umg. in Berlin (Stiftungsfest)	Berliner Clubhaus, Ohmstraße 2
Montag,	13. Febr., 20.00 Uhr:	Pommernbund Naumburg, Naumburg (Monatsvers.)	Naumburg, Eiserner Wenzel
Mittwoch,	15. Febr., 20.00 Uhr:	Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art (Jahreshauptversammlung)	Berlin, Friedenauer Ratskeller
Sonnabend,	18. Febr., 20.00 Uhr:	Verein der Greifswalder, Berlin (Strandfest)	Berlin, Rosentaler Hof
Donnerstag,	23. Febr., 20.00 Uhr:	Verein heimattreuer Pommern, München (Generalversammlung)	München, Regensburger Hof, Augustenstraße
Sonnabend,	25. Febr., 20.00 Uhr:	Pommernbund Südost (Maskenball)	Berlin, Vogels Festsäle, Brückenstraße 2

Reichspommernbund. Die Gau-sitzung in Halle (am 15. Januar) verlief äußerst anregend. Der Führer des Reichspommernbundes, Ldsm. Walter Schröder, besprach mit dem Vertreter der mitteldeutschen Landsmannschaften Fragen der Organisation und Vereinsarbeit. Vertreten waren Halle, Leipzig, Magdeburg, Erfurt, Naumburg und Dresden. Vorsitzender des mitteldeutschen Gaues ist nach wie vor Ldsm. Dr. Ernst Klindt in Halle. - Der Verein der Stralsunder in Berlin wurde Mitglied des Reichspommernbundes.

Landsmannschaft der Pommern in Berlin. Am 12. Januar war der große Konkordia-Saal des Lokals „Deutscher Hof“ schon vor Beginn der Sitzung bis auf den letzten Platz gefüllt. Kein Wunder, denn der Altmeister und Pionier im Flugwesen, Ldsm. Hans Grade, hatte sich bereit erklärt, über sein Leben, Wirken und Schaffen einen Vortrag zu halten. Durch eine Begrüßungsansprache des Vorsitzenden, Ldsm. Walter Schröder, wurde der Abend würdig eingeleitet. Dann nahm Hans Grade, der bereits 1936 zum Ehrenmitglied des Reichspommernbundes ernannt wurde, das Wort. Er dankte für den herzlichen Empfang und berichtete anschaulich und fesselnd über die Erfahrungen und Ergebnisse seiner erfolgkrönenden Forschungen und Flugversuche. Der Vortrag wurde von den Hörern, die in atemloser Spannung den Ausführungen lauschten, mit großem Beifall aufgenommen. Nach herzlichen Dankesworten des Vorsitzenden hielten fröhliche Unterhaltung und Tanz Landsleute und Gäste noch lange beisammen. Auch diesmal konnten wieder sieben neue Mitglieder aufgenommen werden. - Die nächste Versammlung, am Donnerstag, dem 9. Februar, ist unsere Hauptversammlung.

Verein der Bütower in Berlin. Unsere Weihnachtsfeier hielten wir am 18. Dezember 1938 ab. Der Besuch war erfreulicherweise noch größer als im vergangenen Jahre. Nach der Festansprache des Vorsitzenden wurden alle Anwesenden von dem Weihnachtsmann reich beschenkt. Die Feier wurde von Gedichten, Vorträgen und anderen Darbietungen umrahmt. In der Jahreshauptversammlung am 11. Januar 1939 wurden die Vorsitzenden und die Kassenprüfer einstimmig

wiedergewählt. Die Leiterin unseres Patenkindergartens in Bernsdorf, Kreis Bütow, bedankte sich in einem Schreiben für die Weihnachtsspende, die unser Verein dem Kindergarten überfandt hatte. - Am 4. Februar 1939 findet unser diesjähriges Frühlingsfest statt. Es wird gebeten, recht zahlreich zu erscheinen und recht viele Gäste einzuführen. Mit Rücksicht darauf, daß das Frühlingsfest am 4. Februar stattfindet, ist die nächste Mitgliederversammlung erst am 15. Februar.

Verein der Stralsunder zu Berlin. Am Donnerstag, 12. Januar, fand unsere Jahreshauptversammlung statt, die sich eines überaus regen Besuches erfreute. An Stelle des bisherigen Schriftführers Otto Ewert übernahm Fräulein Erika Badke dies Amt. Im übrigen behielt die Vereinsleitung und der Beirat die alte Zusammensetzung. Nach den Verhandlungen mit dem Bund Deutscher Osten um Aufnahme in denselben mußten wir, um die Mitgliedschaft zu erwerben, dem Reichspommernbund als Zwischenverband beitreten, was mit der Bestätigung desselben vom 16. Januar 1939 geschehen ist. Damit sind auch gleichzeitig die Beziehungen zur Stagma geregelt. Nach Erledigung der üblichen formellen Sitzungsangelegenheiten gab der Vorsitzende noch eine ganze Reihe Neuigkeiten aus der Heimat bekannt, die wie immer gern angehört wurden. - Am Sonntag, dem 5. Februar, steigt wieder unser traditionelles Lungwurstessen mit Grünsohl. Stralsunder, die an diesem Tage in Berlin weilen, sind zu diesem Essen auf das herzlichste eingeladen. Vorherige Anmeldung wäre uns sehr erwünscht und zwar nach Berlin W 62, Budapestter Straße 36. - Mehrere Regeltänze und die immer wieder geübte schwedische Quadrille beschlossen den Abend, der nach Schluß der offiziellen Sitzung noch recht gemütlich und angenehm verlief.

Verein der Neustettiner zu Berlin. Unser Verein veranstaltete wie alljährlich am 2. Weihnachtsfeiertag seine Weihnachtsfeier. In Vertretung des Vereinsführers leitete Ldsm. Richard Beutel die Feier mit einer Ansprache an die Mitglieder und Gäste des Vereins und die zahlreich erschienenen Kinder ein. Nachdem die Kaffeetafel beendet war, erschien der Weihnachtsmann, um seine zahlreichen Ge-

schenke an die Großen und Kleinen zu verteilen. Nach verschiedenen musikalischen Darbietungen und gemeinsam gesungenen Weihnachtsliedern wurde noch mehrere Stunden getanzt. - Die Jahreshauptversammlung am 14. Januar war wieder recht gut besucht. Vereinsführer Ldsm. Ernst Lemke und die übrigen Vorstandsmitglieder wurden in ihren Ämtern bestätigt. Wie Ldsm. Lemke mitteilte, waren die monatlichen Versammlungen und Heimatabende im vergangenen Jahre im allgemeinen gut besucht. Das 10. Stiftungsfest, das im Saal in Zelt 2 am Tiergarten stattfand, war ein voller Erfolg. Unter anderen konnten wir unser Ehrenmitglied, den Bürgermeister unserer Heimatstadt Neustettin, Pg. Rogausch, begrüßen, der uns mit einem Lichtbildervortrag erfreute. Der Verein übernahm die Patenschaft des Kindergartens in Dahmsdorf, Kreis Bätow. Ferner konnten im vergangenen Jahre mehrere Landsleute als neue Mitglieder begrüßt werden. - Die nächste Versammlung mit anschließendem Heimatabend findet am 11. Februar 1939 im Vereinslokal, Tegler Weg 108 (20 Uhr), statt.

Verein ehem. Fiddichower in Berlin. Unsere Generalversammlung hatte einen sehr guten Besuch aufzuweisen. Der alte Vorstand wurde wiedervernannt. Ferner wurde beschlossen, daß in diesem Jahre wieder eine Fahrt nach der Heimat stattfinden soll, voraussichtlich im Juni. Die Mitglieder werden ersucht, sich rechtzeitig anzumelden, da nach der Teilnehmerzahl die Wagen bestellt werden müssen. Zu späte Anmeldungen können nur berücksichtigt werden, soweit noch Plätze vorhanden sind. Aus dem angeführten Grunde ist es Pflicht der Mitglieder, bei den nächsten Sitzungen vollzählig zu erscheinen. Unsere nächste Sitzung findet am Mittwoch, dem 8. Februar, 20 Uhr, im Vereinslokal bei Hanka, Brunnenstraße 140, statt.

Verein der Greifswalder in Berlin. Am 7. Januar fand unsere diesjährige Generalversammlung im Rosenthaler Hof statt. Sie war gut besucht. Die Vereinsleitung ging in die Hände von Ldsm. Otto Lange über, Ldsm. Karl Deger übernahm die Stelle des 2. Vorsitzenden. Der 1. und 2. Kassierer behielten ihr Amt. Die Stelle des 1. Schriftführers übernahm Landsmännin Frau Clara Müller, die des 2. Schriftführers Landsmännin Frau Marta Burow. Leiter des Vergnügungsausschusses ist Ldsm. Hermann Diebow, unterstützt von den Landsleuten Dora Sue, Karl Mahnke, Wilhelm Pinnow. - Am 18. Februar findet im großen Saal unseres Vereinslokals, Rosenthaler Hof, ein Strandfest mit vielen Überraschungen statt, wozu wir alle Landsleute, Mitglieder mit Freunden und Bekannten recht herzlich einladen. - Das diesjährige Stiftungsfest findet am 25. November in den Vereinsräumen statt.

Verein der Nipperwieser in Berlin. Unsere letzte Generalversammlung fand unter Leitung des Vorsitzenden Wilhelm Karge am 14. Januar statt. Der Kassierführer legte Rechenschaft über die Verwaltung der Vereinsgelder ab. Die ordnungsmäßige Führung der Bücher und Belege wurde durch den Kassierprüfer bestätigt. Der Vorsitzende gab den Jahresbericht bekannt. Daraufhin wurde der Vorstand in seiner bisherigen Zusammensetzung für das neue Jahr bestätigt. Unser diesjähriges 13. Stiftungsfest wurde auf Sonnabend, dem 11. März, festgesetzt. Zum 100. Geburtstag der Landsmännin Dumman in Nipperwiese überreichte der Verein ein Geschenk. Dem Verein wurden namhafte Beträge von den Landsleuten Luise Schulz und Arno Peisker gestiftet. - Unser nächster Heimatabend findet am Sonnabend, dem 11. Februar, 20 Uhr, im Vereinslokal Habsburger Klaus, Habsburger Straße 1, statt.

Landsmannschaft der Pommern in Berlin, Heimatverein Köslin und Umgebung. Unsere diesjährige Generalversammlung fand am 15. Januar unter der Leitung von Vereinsführer Klein statt. In Erledigung der Tagesordnung wurde der Rechenschaftsbericht des Kassierers bekanntgegeben und von der Prüfungskommission und der Versammlung gutgeheißen. Vereinsführer Klein wurde in seinem Amt bestätigt und berief den alten Beirat. Unter Punkt Verschiedenes wurde das am 12. Februar stattfindende Stiftungsfest besprochen. Im zweiten Teil der Versammlung konnten wir zu unserer größten Freude unsere beiden Mitglieder Hans Grade und den Bürgermeister der Stadt Köslin, Pg. Krönig, begrüßen. Mit lebhaftem Beifall wurde ein Vortrag von Ldsm. Krönig über Köslin, Janow und die weitere Heimat aufgenommen. - Unser nächster Heimatabend (Stiftungsfest) findet am 12. Februar, 17 Uhr, Berliner Klubhaus, Ohmstraße 2, statt.

Verein von Ackeründe und Umgebung in Berlin. Auf dem Heimatabend am 10. Januar konnte der 1. Vorsitzende zahlreiche Mitglieder und Gäste begrüßen. Großen Beifall fand das von unserem Bürgermeister aus der Heimat gewidmete Buch „Zehn Jahre Stadtgeschichte“. Am 11. Februar, 20 Uhr, findet unser Maskenball statt. Der Eintrittspreis beträgt 75 Pf. Wir bitten unsere Mitglieder, sich recht zahlreich mit ihren Angehörigen und Bekannten einzufinden. - Unsere Sitzung im Monat Februar fällt aus. - Am Sonnabend, dem 4. März, halten wir unsere Sitzung bei Landsmann Papa, Berlin, Große Frankfurter Straße 55 (Ecke Wasmannstraße), ab.

Landsmannschaft der Pommern in Babelsberg und Umgebung. Ldsm. Grützmacher eröffnete am Sonntag, dem 8. Januar, mit herzlichsten Wünschen für das neue Jahr unsere Jahreshauptversammlung. Nach Bekanntgabe einiger Satzungsänderungen gab Ldsm. Freyse einen Gesamtkassenbericht, worauf ihm für seine treue Arbeit der Dank der Versammlung ausgesprochen wurde. Ldsm. Grützmacher sprach sodann rückblickend über das verflossene Vereinsjahr und schloß mit einem Dank an alle Mitglieder für ihre Treue zur Landsmannschaft. Daraufhin wurde die Neuwahl des Vereinsleiters vorgenommen, bei der Ldsm. Grützmacher wiedergewählt wurde. Er nahm die Wiederwahl dankend an und berief die übrigen Mitglieder des Vorstandes. Zu denen des verflossenen Jahres wurden hinzuberufen: Landsleute Laabs und Radwan als zusätzliche Kassenprüfer. - Im gemütlichen Teil der Versammlung wurden wieder Beiträge aus Stettiner Zeitungen vorgelesen, plattdeutsche Gedichte und kleine Erlebnisse zum besten gegeben. Zwanglos blieben die Mitglieder in gemüthlicher Stimmung noch einige Zeit beisammen. - Die nächste Versammlung findet am Sonntag, dem 5. Februar, 17 Uhr, im Konzerthaus statt. An diesem Tage wollen wir uns zu einem heimathlichen Lungwurstessen vereinigen und recht frohe und gemüthliche Stunden verleben. Wir bitten alle Mitglieder, recht zahlreich zu erscheinen.

Landsmannschaft der Pommern in Birkenwerder. Unsere Landsmannschaft veranstaltete am 17. Dezember eine gut besuchte Adventsfeier. Ein Weihnachtsspiel und die Bescherung, die dank der Gebefreudigkeit unserer Mitglieder diesmal sehr reichlich ausfiel, standen im Mittelpunkt der stimmungsvollen Veranstaltung. Am 7. Januar fand das 2. Gründungsfest statt, das ebenfalls recht gut besucht war und durch mannigfache Darbietungen verschönt wurde. Zur besonderen Freude konnten wir den Vorsitzenden des Reichspommernbundes, Ldsm. Walter Schröder, und auch unseren Ortsgruppenleiter, Bürgermeister Pg. Haensel, begrüßen. Nach den Ansprachen des Vereinsleiters Ohm und des Ldsm. Schröder blieben die zahlreich Erschienenen bei Musik und Tanz noch lange kameradschaftlich beisammen. - Unsere Hauptversammlung findet am 11. Februar im Vereinslokal statt. Das Erscheinen aller Mitglieder ist dringend erwünscht.

Landsmannschaft der Pommern 1927 zu Spandau. Mit der am Sonntag, dem 8. Januar 1939, abgehaltenen Generalversammlung in Seitz' Festsälen, Berlin-Spandau, Schützenstraße 2-4, beschloß die Landsmannschaft das 11. Geschäftsjahr. Der 1. Vorsitzende Neise erstattete Bericht über die im verflossenen Jahre geleistete Arbeit. Er betonte zunächst, daß es auch im vergangenen Jahr das Ziel der Landsmannschaft gewesen sei, die in Berlin-Spandau lebenden pommerschen Landsleute zu einer großen Gemeinschaft zusammenzuschmieden und ihnen in den allmonatlich stattfindenden Zusammenkünften ein Stück pommersche Heimat zu erhalten und zum anderen, pommersche Sitten und Gebräuche in der Reichshauptstadt würdig zu vertreten. Der Erfolg sei nicht ausgeblieben. Aus dem kleinen Kreis der Gründer vor elf Jahren sei heute eine stattliche Landsmannschaft mit fast 200 Mitgliedern entstanden. Die Trachtengruppe der Landsmannschaft hatte des öfteren Gelegenheit, pommersche Sitten und Gebräuche in der Öffentlichkeit zu zeigen, so unter anderem im Programm des Fernsehsenders Berlin. In der im weiteren Verlauf der Generalversammlung vorgenommenen Neuwahl des Vereinsführers konnte Ldsm. Neise alle abgegebenen Stimmen auf sich vereinigen. Zu seinen Vertretern berief er die Landsleute Damero und Erke. Ldsm. Gaffrey hat die Kassengeschäfte wieder übernommen und Ldsm. Steffen den Posten des 1. Schriftführers. Für Vergnügungsangelegenheiten zeichnet Ldsm. Krappe verantwortlich. Auch die übrigen Beiratsmitglieder wurden wieder auf ihre

Posten berufen. Ldsm. Neise versprach im Namen des Gesamtverbandes auch fernerhin alle Kraft zum Wohle der Landsmannschaft und damit zum Wohle pommerischen Brauchtums einzusetzen.

Pommernbund zur Förderung heimatischer Kunst und Art. Unser Bund beging am 16. Januar im Friedenauer Ratskeller seinen Heimatabend; Schriftsteller Müller, Stęglitz, sprach über seine Heimatstadt Stettin. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, uns das geschichtliche Sein und Werden vor Augen zu führen von der im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung vermuteten Gründung als Fischeriedlung bis zur gewaltigen Hafen- und Handelsstadt der Ostsee. Während das Leben der Siedlung bis in das 11. Jahrhundert meist in Dunkel gehüllt ist, rückt mit der bald darauf beginnenden Einführung des Christentums Stettin in das Licht der Geschichte. Das auch damals nur wenige 1000 Einwohner zählende Anwesen kam in den folgenden Jahrhunderten nicht vorwärts. Erst mit der endgültigen Zugehörigkeit zum Königreich Preußen im Jahre 1720 konnte es sich entfalten, wie wohl der Durchzug der Franzosen in Preußens schwerster Zeit und der Weltkrieg ihm schwere Wunden schlug. Die Ereignisse der neueren Zeit werden eingehend geschildert, wobei der Vortragende einige persönliche Erlebnisse mit einflucht. Der Rest des Abends diente der frohen Unterhaltung. - Die nächsten Vorstandsabende sind am 2. Februar und 2. März. Der nächste Heimatabend ist am 15. Februar, 20 Uhr, im Friedenauer Ratskeller. Programm: 19½ Uhr Jahreshauptversammlung, anschließend Ehrung unseres Ehrenmitgliedes Frau Professor Schmidt-Röhne aus Anlaß ihres 85. Geburtstages. Die Jubilarin wird selber das Wort ergreifen.

Verein heimattrauer Pommern in Halle. In der ersten Monatsversammlung im neuen Jahre am 4. Januar 1939 wünschte der Vorsitzende allen Mitgliedern ein frohes und gesundes neues Jahr. Im Anschluß wurde die Ausgestaltung des 11. Gründungsfestes am 14. Januar und das Lungwurffessen am 4. März 1939 besprochen. Ldsm. Bahlaf mit zwei Mitgliedern seiner Kapelle sorgte wieder für musikalische Unterhaltung. Das Gründungsfest am 14. Januar 1939 war recht gut besucht. Der Vorsitzende begrüßte die Landsleute und Gäste. Besonders konnte er den Vorsitzenden des Reichspommernbundes, Ldsm. Schröder, Berlin, die Vertreter der Vereine aus Magdeburg und Leipzig und die des Vereins der Schlesier in Halle begrüßen. Er wünschte allen Anwesenden ein frohes Fest. Der Vorsitzende des Reichspommernbundes gedachte der pommerischen Heimat, aus der der Mensch immer wieder seine Kraft zum Schaffen zieht. Aus der Heimatliebe wächst die Liebe zu unserem großen deutschen Vaterland. Deshalb sollen und wollen wir die Heimat lieben und die Verbindung mit ihr immer pflegen. Musikalische Vorträge und plattdeutsche Vorträge ergänzten das Programm des Abends. Am 8. Februar ist die Hauptjahresversammlung, wozu alle Mitglieder eingeladen sind.

Pommerische Landsmannschaft in Leipzig. Am Sonntag, dem 8. Januar, fanden sich unsere Landsleute mit ihren Angehörigen und Kindern zu einer kleinen Feier zusammen. Ldsm. A. Gülow begrüßte die zahlreich Erschienenen und wandte sich dabei besonders an die Kinder, für die es anschließend Kaffee und Kuchen gab. Ein buntes Programm half die Zeit vertreiben und schließlich kam zur hellen Freude der Kleinen sogar noch der Weihnachtsmann. Im Anschluß an die Weihnachtsfeier fand unsere Jahreshauptversammlung statt. Der Jahresbericht wurde verlesen und angenommen und dem Kassierer nach der Berichterstattung Entlastung erteilt. Als Kassierprüfer wurden wiederum Landsleute Kummerow und Neumann gewählt. Unsere Landsmannschaft hat die Patenschaft für den Kindergarten Kefow, Kreis Bütow, übernommen und konnte bereits den ersten Betrag von 15 RM. überweisen. Den Schluß des Abends bildete ein fröhliches Beisammensein bei deutschen Tänzen.

Pommernbund Magdeburg. In der Jahreshauptversammlung wurde der bisherige Vorstand fast unverändert bestätigt. Den Posten des 1. Schriftführers hat L. Wiedemann übernommen. Jahres- und Rassenbericht wurden genehmigt und die Veranstaltungen für 1939 festgelegt, darunter als wichtigste die Feier unseres 40jährigen Bestehens. Am 11. Stiftungsfest des Hallenser Vereins wird der Vorsitzende L. Lange teilnehmen. Mit der Verlesung einiger Abschnitte aus „Buten und Binnen“ und dem „Nachrichtenblatt“ wird der anregende Abend abgeschlossen. - Ein großer, schöner Erfolg



Ausstellung des Pommernbundes Magdeburg

liegt nun hinter uns: Die Ausstellung „Das schöne Pommern“ in der Städtischen Bücherei Buckau. Die Idee, von unserem unermüdblichen Ldsm. Hermann Röhl eronnen und tatkräftig angepackt, hatte in der Dipl.-Bibliothekarin Frau Seehase eine treffliche Gestalterin gefunden. - Besondere Freude erweckte der Anblick der jüngst von uns erworbenen Karte unserer Heimatprovinz, sowie ein herrlicher Heringsdorfer Symbolteppich, von Fischerhänden geknüpft. Ausgestellte Radierungen und Aquarelle von Th. Schulze-Jasmer trugen dem Künstler neue Freunde zu. Selbstverständlich haben wir es uns nicht nehmen lassen, den Geburtstag unserer Ausstellung zu feiern. Es war ein großer Tag, der mit festlichem Wort, Gesang und Tanz (Trachtengruppe) immer noch in uns nachklingt.

Verein heimattrauer Pommern in München. Auf der gut besuchten Versammlung am 29. Dezember wurden drei neue Mitglieder aufgenommen und vom Vorsitzenden herzlich willkommen geheißen. Durch Rundschreiben erfolgte die Aufklärung über den Neubezug des „Vollwerk“. Es darf erwartet werden, daß jedes Mitglied die wertvolle Heimatzeitschrift abonniert. Der Vereinsbeitrag ist mit Wirkung vom 1. Januar auf 30 Pf. monatlich festgesetzt worden. Viel Beachtung fanden die „Kurznachrichten aus der Heimat“. Generalversammlung am 23. Februar. Die Wichtigkeit der Tagesordnung erfordert reifliches Erscheinen aller Mitglieder.

Pommernbund Naumburg. Unser 17. Stiftungsfest feierten wir wieder wie im Vorjahre mit einem Bratwurffessen. Bedauerlicherweise fehlten wieder eine größere Anzahl von Mitgliedern, dennoch war es gut besucht. Zu aller Freude war auch der Führer unseres Reichspommernbundes erschienen, der gleichzeitig die Festrede hielt, wofür wir ihm auch hierdurch noch unseren herzlichsten Dank sagen. Die Betreuen aus Erfurt mit ihrem neuen Vereinsführer und ein Vertreter aus Leipzig erfreuten uns durch ihre Gegenwart. Ldsm. Seils, Leipzig, hatte für einen ausreichenden Liederschatz gesorgt und so vergingen die Stunden nur zu schnell. Eine Tombola erbrachte einen namhaften Betrag für das Winterhilfswerk. Dazu waren von einigen Mitgliedern über 100 Geschenke gestiftet worden, wofür allen Spendern auch hierdurch noch gedankt sei. - Nächste Monatsversammlung am 13. Februar, 20 Uhr, im „Eisernen Wenzel“. Um den Bund lebensfähig zu erhalten, ist größere Anteilnahme nötig.

Landsmannschaft der Pommern in Neuruppin. Am 11. Januar fand bei Bernau unser erster diesjähriger Heimatabend statt. Der Vereinsführer, Ldsm. Wendt, eröffnete ihn anläßlich des Jahreswechsels mit beglückwünschenden Worten an die Erschienenen. Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen brachte der Pressedienst des Reichspommernbundes wieder eine vortreffliche Auslese von den Begebenheiten im letzten Monat des abgelaufenen Jahres aus der Heimatprovinz, die Ldsm. Reuter zu einem Teil vorzüglich ergänzen konnte aus örtlicher Kenntnis heraus. - Im Juli wird der Pommernbund eine Heimatausfahrt nach Stettin unternehmen. Fleißige Benützung der Reisesparkasse beim Rassenführer Ldsm. Bescow hierfür schon

Jetzt wurde allen empfohlen. An Stelle einer Frühjahrsveranstaltung wird Anfang März der Heimatabend mit einem geselligen Abend mit Heimatgericht verbunden. Nach dem geselligen Teil erfreute plattdeutscher Vortrag die Anwesenden.

Verein der Pommern in Neumünster. Unser Verein hielt am 21. Januar seine Generalversammlung ab, bei der der Vereinsleiter zahlreiche Landsleute begrüßen konnte. Der Jahresbericht, die Protokolle und die Kassenbücher wurden geprüft und genehmigt. Der Vorstand wird für das neue Jahr wiedergewählt. Unsere nächste Versammlung findet am 18. Februar statt, sie soll als Kappensfest aus gestaltet werden.

Landsmannschaft der Pommern in Rostock. Unsere Jahreshauptversammlung am 4. Januar 1939 war gut besucht. Ldsm. Otto Rasch gab einen Rückblick auf das verflossene Jahr und stellte fest, daß auch

wir im abgelaufenen Jahr in unserer Heimatarbeit ein gutes Stück vorwärts gekommen sind. Heute besteht in Rostock nur noch eine Landsmannschaft der Pommern, und zwar die unserige. Die bisher hier noch vorhanden gewesene Landsmannschaft der Pommern von 1901 hat sich am 29. Dezember 1938 aufgelöst. - Bei unserer am 27. Dezember 1938 abgehaltenen Weihnachtsfeier konnte die Landsmannschaft 52 Kinder beschenken, ein erfreuliches Ergebnis. Beschlossen wurde, am 18. Februar einen größeren Heimatabend zu veranstalten und am 7. Mai eine Heimatafahrt nach Treptow a. Toll. durchzuführen. Unsere Bücherei umfaßt zur Zeit weit über 300 Bände, zum Teil Werke hervorragender und berühmter pommerischer Dichter und Schriftsteller. Weitere Anschaffungen sind in Aussicht gestellt. - In der Besetzung des Vorstandes ist eine Veränderung nicht eingetreten. Vorsitzender ist Ldsm. Otto Rasch, wohnhaft hier, Klosterbachstraße 17. Unsere nächste Monatsversammlung findet am Mittwoch, dem 1. Februar, 20.30 Uhr, im N. & O.-Keller statt.

Buchbesprechungen

MG.-Mann im Baltene Regiment. Tagebuchblätter von Georg von Krusenstjern, Verlag der estl. Druckerei Reval, Preis 1,60 Ekr. - In den gegenwärtigen Tagen gedenkt das estländische Deutschtum des Baltene Regiments, das am 27. November auf die 20jährige Wiederkehr seines Bestehens zurückblicken konnte. Jetzt veröffentlicht ein Mitkämpfer, Georg von Krusenstjern, seine Erinnerungen als „MG.-Mann im Baltene Regiment“, die uns die Vergangenheit wieder lebendig und wirklichkeitsnahe vor Augen führen.

Was das Buch so anziehend macht, ist seine persönliche Note, die aus allen Erlebnissen unaufdringlich spricht. Der Verfasser erzählt in fesselnder, immer anschaulicher Weise, in ungekünstelter, frischer Sprache und versteht es, das bewegte Erleben jener Zeit dem Leser nahezubringen. Nicht zuletzt soll das Büchlein dazu beitragen, den Blick über die Grenzen hinweg auf das baltische Deutschtum in Estland und seine geschichtliche Sendung im Osten zu lenken. fh.

Das Auto erobert die Welt. Biographie des Kraftwagens von Wilfrid Bade, Zeitgeschichte-Verlag, Berlin; Preis 6,50 RM. - Wer dieses Buch liest, weiß zunächst nicht, was er mehr loben soll: den ungeheuren Reichtum des rein Stofflichen oder die spannende, ja, dichterische Sprache des Verfassers. Beide, Stoff und Sprache, vereinen sich hier zu einem wahren Kunstwerk, wie es bisher aus irgendeinem Teilgebiet der Technik in dieser mitreißenden und gleichzeitig belehrenden Form noch nicht geschrieben wurde. Das Auto ist heute ein wesentlicher Bestandteil des Alltags schlechthin - und trotzdem stehen wir noch in den Anfängen einer umfassenden Motorisierung. Welchen weiten, mühseligen Weg mußte es zurücklegen, ehe es seine heutige Form und Bedeutung erhielt! Darüber plaudert Wilfrid Bade mit einer derart verblüffenden allgemeinverständlichen Genauigkeit, daß man sein Buch wie den fesselndsten Roman in einem Zuge liest: das aber ist seine beste Empfehlung. vi.

Künder deutscher Einheit. Das Leben Ernst Moritz Arndts, von Paul Breitenkamp, Haude & Spamer'sche Buchhandlung Max Paeschke, Berlin, kart. 4,50, geb. 5,40 RM. - In der wachsenden Reihe des Schrifttums über Ernst Moritz Arndt, dem großen Sohn Rügens, muß das vorliegende, soeben erschienene Werk an vorderster Stelle genannt werden. Es ist keine Biographie schlechthin, sondern es stellt das Leben und das Werk dieses sich selbst und dem Vaterlande immer treuen Freiheitskämpfers und Publizisten in das geschichtliche Geschehen. So hat Breitenkamp der hehren Gestalt, dem unermüdlischen Kämpfer und Propheten ein lebendiges Denkmal gesetzt, das gerade in unseren Tagen, da Arndts Sehnsucht nach einem „Ganzdeutschland“, Wirklichkeit geworden ist, von allen Deutschen

begrüßt werden muß. Es ist ein männlich-starkes Buch, leidenschaftlich und aus gründlichen Untersuchungen heraus geschrieben, das auch in die Herzen unserer Jugend Eingang finden sollte. vi.

Roter Adler auf weißem Feld. Roman der ersten deutschen Kolonie, 1683-1717, von J. G. Lettenmaier, Zeitgeschichte-Verlag, Berlin; Preis 5,50 RM. - Den Namen des Verfassers, der hier sein zweites Buch verlegt, wird man sich merken müssen. Denn wie er dieses Stück deutscher Kolonialgeschichte behandelt, wie er insbesondere die mannigfachen Geschehnisse der „Churfürstlich Brandenburgischen Afrikanischen Compagnie“ darstellt, das ist - trotz aller geschichtlichen Treue - so bunt, so abenteuerlich, so mitreißend, daß man schnell der schönen Erzählkunst Lettenmaiers verfallen ist. Hier atmet man die Luft des Kurfürstlichen Hofes in Berlin, dort spürt man die glühende Sonne Afrikas an der Goldküste - man erlebt Italien und Österreich und dann Amsterdam, Emden - lernt hier das Kompanie-Haus kennen und sieht sich wieder auf der unendlichen Weite des Meeres: dauernd ändert sich der Schauplatz der spannenden Handlung. In Pommern, dem Lande am Meer, sollte dieser lebendige Roman viele Leser finden. vi.

Glück in Härmland. Roman aus Schweden, von Hugo Paul Ahlenbusch, Verlagshaus Bong & Co., Berlin; Preis 4,80 RM. - Wundervolles Härmland: wer es einmal durchwandert hat, wer die Farbenpracht, die wild-harmonische Buntheit dieser urwüchsigen schwedischen Landschaft erlebt hat, der kann und darf schon Sehnsucht nach ihm haben. Aus Sehnsucht und innigem Erleben mag Ahlenbusch seine zarte Erzählung geformt haben, die uns in lyrischer Beschwingtheit zutiefst an das Herz des Landes und seiner Menschen heranführt. Nur wenige Tage um die Mittsommerzeit umschließt die in allen Farben getönte Handlung, in deren Mittelpunkt die Gräfin Christina und der deutsche Maler Peter Alt stehen. - Wenige Tage nur, aber so eindringlich und glücklich, von solch reizvoller und sonniger Sprache geformt, daß man das Buch freudig und ergriffen zugleich aus der Hand legt. vi.

Auflösung des Silbenrätsels aus dem Januar-Heft

1. Trapez, 2. Stolpmünde, 3. Immenforb, 4. Epistel, 5. Litanei, 6. Karlshagen, 7. Neudeck, 8. Oliva, 9. Vampir, 10. Düppel, 11. Lavendel, 12. Arco, 13. Westerplatte, 14. Embargow, 15. Neurose, 16. Arnis, 17. Inspizent, 18. Travemünde, 19. Sundewitt, 20. Internat, 21. Reederei, 22. Charlatan = Christian Ewald von Kleist, Zebelin, Karl Loewe, Stettin.

Hauptredakteur: Paul Schardt, Stellvertreter: Paul Horn, beide Stettin, Landeshaus, Ginn. Schönbergr. Fernruf 2 57 81. - Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gerhard Danisch, Stettin. - Dtl. IV. Bj. 1938 8950. - Anzeigenpreis: Die achtgespaltene Millimeterzeile 10 Pf. - Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 11. - Druck: F. Hesse, Stettin. - Verlag: Pommerischer Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51. - Fernruf 2 58 81. - Für unerlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung nur gegen Rückporto. - „Das Bollwerk“ erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährlich 0,90 RM. zuzüglich 6 Pf. Postgebühr. Einzelheft 40 Pf. zuzüglich Porto.



Unsere Versand-Abteilung

sorgt für pünktliche und sorgfältigste Erledigung und Zusendung aller schriftlichen und telefonischen Aufträge

Fernsprecher: Sammelnummer 25511

Nur 10 Rpf.
kostet der
Anzeigen-
Millimeter
und nur
8 Rpf.
in
einspaltigen
Anzeigen
bis zu
150 mm Höhe

Gute Möbel preiswert

bei

Gleixner & Delonge
MOBELHAUS

Stettin

Breite Straße 15 - Telefon 31711



 „Ich glaube wir haben so viel Glück in diesem Jahr erfahren, daß wir alle die Pflicht haben, diesem Glück freiwillig unser Opfer zu bringen.“

X.1

Adolf Hitler.

Bei der Eröffnungsfeier des WDW. 1938/39.

Durch Anzeigen im „Bollwerk“ gibt der Kaufmann bekannt, daß er in der Lage ist, hohe Ansprüche der Kundschaft zu erfüllen

Bestellen Sie bitte rechtzeitig

Dauer:

**Der Adel während der Besiedlung
Ostpommerns**

zum Vorbestellpreis von 10,- RM. in Leinen
Der Vorzugspreis erlischt am 15. Februar 1939

Verlag Leon Sauniers Buchhandlung / Stettin

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Das gute Druckerzeugnis

verlangt

beste Buchbinderarbeit

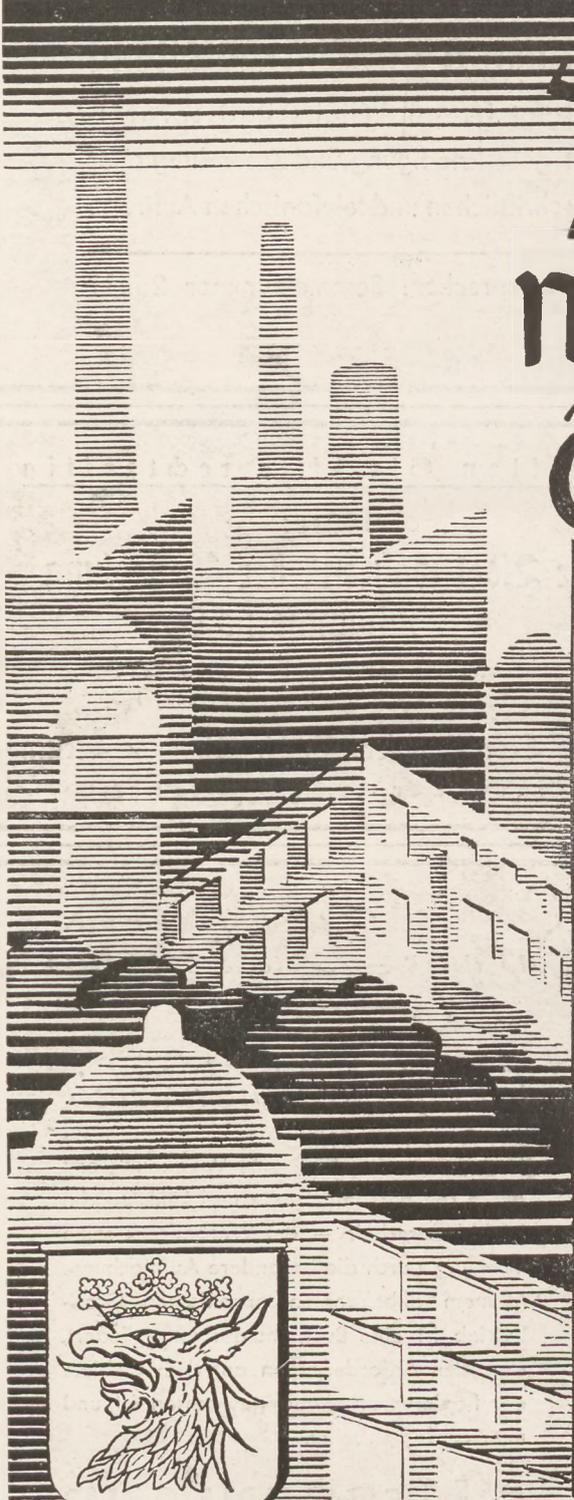
Das gute Buch erhält seine Vollendung erst durch die geschmackvolle und künstlerische Buchbinderarbeit — der Werbedruck seine Wirkung durch die besondere Aufmachung. Meinem altbekannten graphischen Großbetrieb ist eine Buchbinderei angegliedert, die allen Anforderungen auf dem Gebiete der Papierverarbeitung gewachsen ist und mit Sorgfalt arbeitet.

F. HESSENLAND

Stettin, Große Domstr. 6-9 / Fernruf 30340 u. 36620

**Hand- und Maschineneinbände
Einbanddecken und Sammelmappen
Liebhaber-Einbände, Diplome
Broschüren, Zeitschriften, Kataloge
Stanz-, Präge- und Schneidarbeiten**

Verlangen Sie Vertreterbesuch



Die niedrigen Tarife

für Gas und Strom

zur Förderung
der Lebenshaltung!

Die ausgiebigen Anwendungsmöglichkeiten von Gas und Elektrizität erzielen eine bessere Bewirtschaftung, gestalten das Leben bequemer und man spart

Zeit und Geld

Unverbindliche Beratung jederzeit

Für Gas:
Kl. Domstr. 20

Für Elektrisch:
Schulzenstr. 21

Stettiner Stadtwerke

IOEG